



Leseprobe

Mark Twain

Tom Sawyer und Huckleberry Finn - Vollständige Ausgabe

Bestellen Sie mit einem Klick für 7,95 €



Seiten: 672

Erscheinungstermin: 07. August 2011

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Artigsein, Stillsitzen und Tischmanieren sind ihnen einfach ein Graus: Für die beiden unzertrennlichen Titelhelden, den Waisenjungen Tom Sawyer und den Herumtreiber Huckleberry Finn, sollen die Tage und Nächte schließlich voller Freiheit, Spaß und Abenteuer sein! Und davon gibt es in diesen beiden herrlich frechen Romanen, die der große Mark Twain (1835–1910) seinem berühmten Lausbubenpaar widmete, nun wahrlich eine ganze Menge. Nicht zuletzt sein unverhohlenen kritischer Blick und sein spielerisch gekonnter Umgang mit der Alltagssprache der Südstaaten machen Twains Romane bis heute zu weltweiten Klassikern nicht nur der Jugendliteratur.

Autor

Mark Twain

Samuel Langhorne Clemens (1835-1910), besser bekannt unter dem Pseudonym Mark Twain, war ein scharfzüngiger Kritiker der amerikanischen Gesellschaft: humorvoll bis satirisch schrieb er über den alltäglichen Rassismus, Heuchelei, Verlogenheit und Korruption seiner Landsleute. Bereits mit seinen ersten Erzählungen, entstanden in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts, errang er großen literarischen Erfolg, der sich durch die Abenteuergeschichten um die beiden Jungen Tom Sawyer und Huckleberry Finn zu Weltruhm steigerte.

Mark Twain
Tom Sawyer und Huckleberry Finn

Mark Twain

Tom Sawyer und Huckleberry Finn

Vollständige Ausgabe

Aus dem amerikanischen
Englisch von Lore Krüger und
Barbara Cramer-Neuhaus

Anaconda

Inhalt

Tom Sawyers Abenteuer 7

Die Abenteuer des Huckleberry Finn 261

Tom Sawyers
Abenteuer

Dieses Buch widme ich liebevoll meiner Frau

Vorwort

Die meisten der in diesem Buch festgehaltenen Abenteuer sind wirklich geschehen; ein oder zwei erlebte ich selbst, die übrigen begegneten Jungen, die mit mir in die Schule gingen. Huck Finn ist nach dem Leben gezeichnet, Tom Sawyer ebenfalls, jedoch nicht nach einem einzelnen; er ist die Verbindung der Charaktereigentümlichkeiten dreier Jungen, die ich kannte, und gehört deshalb zur architektonischen Säulenordnung mit Kompositkapitell.

Die beiläufig erwähnten, eigenartigen abergläubischen Vorstellungen herrschten sämtlich zur Zeit dieser Begebenheiten, das heißt vor dreißig, vierzig Jahren, bei Kindern und Sklaven im Westen.

Ogleich mein Buch vor allem für die Unterhaltung von Jungen und Mädchen bestimmt ist, hoffe ich doch, daß Männer und Frauen es deshalb nicht meiden werden, denn meine Absicht war zum Teil, Erwachsene auf angenehme Weise daran zu erinnern, wie sie einst selbst waren, wie sie empfanden, dachten und redeten und in was für seltsame Unternehmungen sie sich zuweilen einließen.

Hartford, 1876

Der Verfasser

1. Kapitel

»Tom!«

Keine Antwort.

»Tom!«

Keine Antwort.

»Was ist bloß wieder los mit dem Jungen, möcht ich wissen!
Huhu, Tom!«

Die alte Dame schob ihre Brille hinunter und blickte darüber hinweg im Zimmer umher; dann schob sie sie hinauf und blickte darunter hervor. Selten oder nie blickte sie *hindurch*, um nach einem so kleinen Gegenstand wie einem Jungen Ausschau zu halten, denn es war ihre Staatsbrille, der Stolz ihres Herzens, geschaffen, um »elegant« zu wirken, und nicht, um ihr zu dienen; ebensogut hätte sie auch durch ein Paar Herdringe blicken können. Einen Augenblick schien sie verblüfft, dann sagte sie, nicht gerade zornig, aber doch laut genug, daß es die Möbel hören konnten: »Na warte, wenn ich dich erwische, dann ...«

Sie beendete den Satz nicht, denn sie hatte sich bereits gebückt und stieß mit einem Besen unter dem Bett herum – daher brauchte sie ihren Atem, um den Stößen Nachdruck zu verleihen. Sie förderte nur die Katze ans Licht.

»So was wie diesen Bengel hab ich noch nicht gesehn!«

Sie trat an die offene Haustür, blieb stehen und ließ den Blick über die Tomatenstöcke und »Steckapfelbüsche« schweifen, aus denen der Garten bestand. Weit und breit kein Tom. Sie hob daher die Stimme zu einer für die Ferne berechneten Lautstärke und rief: »Hu-h-u-u, Tom!«

Hinter ihr war ein leises Geräusch zu vernehmen, und sie wandte sich um, gerade noch rechtzeitig, um einen kleinen Jungen beim Jackenzipfel zu erwischen und seine Flucht zu vereiteln. »Da bist du ja! An den Wandschrank hät ich auch denken können! Was hast du denn da drin getan?«

»Nichts.«

»Nichts! Guck dir doch deine Hände an, und guck dir deinen Mund an. Was ist das für Zeug?«

»Weiß ich doch nicht, Tante.«

»Na, ich weiß es aber. Marmelade ist's! Hundertmal hab ich dir gesagt, bleib mir von der Marmelade, sonst gerb ich dir das Fell. Reich mir mal die Rute her.«

Die Rute schwebte in der Luft. Es bestand höchste Gefahr.

»O herrje! Guck dich um, Tante!«

Die alte Dame fuhr herum und raffte mit einem Griff ihre Röcke hoch, um sie aus der Gefahrenzone zu bringen; im gleichen Augenblick entfloh der Junge, erkletterte den hohen Bretterzaun und verschwand darüber. Tante Polly stand einen Augenblick verdutzt da und brach dann in leises Lachen aus.

»Zum Kuckuck mit dem Bengel! Werd ich's denn nie lernen? Hat er mir nicht genug solche Streiche gespielt, daß ich mich endlich vor ihm in acht nehmen könnte? Aber die alten Narren sind die schlimmsten. Ein alter Pudel lernt keine neuen Kunststücke mehr, sagt das Sprichwort. Aber, du liebe Güte, keine zweimal spielt er sie mir auf die gleiche Art, und woher soll ein Mensch wissen, was das nächste Mal kommt? Anscheinend weiß er genau, wie weit er's mit mir treiben kann, bis mich der Zorn packt, und er weiß, wenn er mich auch nur einen Augenblick irremachen oder mich zum Lachen bringen kann, dann ist's wieder vorbei, und ich kann ihm nicht einen einzigen Schlag verabreichen. Ich tu meine Pflicht nicht an dem Jungen, wahrhaftig nicht, das weiß der liebe Himmel. ›Wer sein Kind liebt, der züchtigt es, so steht's in der Heiligen Schrift. Sünde und Leid bring ich über uns beide, das weiß ich. Er steckt voller Teufeleien, aber du lieber Gott! Er ist ja schließlich der Junge meiner leiblichen verstorbenen Schwester, der Ärmsten, und irgendwie hab ich nicht das Herz, ihn zu prügeln. Jedesmal, wenn ich ihn so davonkommen lasse, setzt mir das Gewissen arg zu, und jedesmal, wenn ich ihn schlage, bricht mir fast das alte Herz. Ach ja, der Mensch, der vom Weibe geboren ist, hat nur ein paar Tage, und die sind voller Sorgen, wie die Bibel sagt, und so ist's wohl. Heut nachmittag wird er die Schule schwänzen, und da bin ich einfach gezwungen, ihm zur Strafe morgen eine Arbeit aufzubrummen. Es fällt mir mächtig schwer, ihn

sonnabends an die Arbeit zu setzen, wenn alle Jungs ihren freien Tag haben, aber Arbeit haßt er mehr als alles andere, und ich muß ja wenigstens einigermaßen meine Pflicht an ihm tun, sonst bin ich das Verderben des Kindes.«

Tom schwänzte tatsächlich die Schule, und er verbrachte die Zeit auf sehr angenehme Weise. Er kam noch gerade rechtzeitig nach Hause, um Jim, dem kleinen Negerjungen, vor dem Abendbrot das Feuerholz für den nächsten Tag sägen und schleifen zu helfen – zumindest war er noch früh genug da, um Jim seine Abenteuer zu berichten, während dieser dreiviertel der Arbeit tat. Toms jüngerer Bruder (oder vielmehr Halbbruder) Sid war mit seinem Teil (dem Aufsammeln der Späne) bereits fertig; er war ein stiller Junge und hatte nichts Abenteuerliches, Unruhe Stiftendes an sich. Während Tom sein Abendbrot aß und, sobald sich die Gelegenheit bot, Zuckerstückchen stibitzte, stellte ihm Tante Polly sehr arglistige, verfängliche Fragen – denn sie wollte, daß er in die Falle ginge und belastende Enthüllungen mache. Wie manch andere arglose Seele wiegte sie sich voller Eitelkeit in dem Glauben, sie habe ein besonderes Talent für die dunkle und geheimnisvolle Kunst der Diplomatie, und es bereitete ihr Freude, ihre durchsichtigsten Finten als Wunder an Tücke und Verschlagenheit zu betrachten. Sie sagte also: »Tom, 's war einigermaßen warm in der Schule, nicht?«

»Freilich, Tante.«

»Mächtig warm, was?«

»Freilich, Tante.«

»Hast du nicht Lust gehabt, schwimmen zu gehn, Tom?«

Ein leichter Schreck durchzuckte ihn – ein leiser unbehaglicher Verdacht. Er forschte in Tante Pollys Gesicht, aber es verriet nichts. Deshalb sagte er: »Nein, Tante – wenigstens nicht allzu große.«

Die alte Dame streckte die Hand aus und befühlte Toms Hemd, dann sagte sie: »Jetzt ist dir aber nicht allzu heiß.«

Es schmeichelte ihrem Stolz, entdeckt zu haben, daß das Hemd trocken war, ohne daß irgend jemand ahnte, worauf sie

hinauswollte. Trotz ihrer List wußte Tom aber nun, woher der Wind wehte. Darum kam er einem Schachzug zuvor, der womöglich ihr nächster sein mochte: »'n paar von uns haben sich Wasser über den Kopf gepumpt – meiner ist noch feucht. Siehst du?«

Tante Polly ärgerte sich bei dem Gedanken, daß sie diesen Indizienbeweis übersehen und sich so einen Schlich hatte entgehen lassen. Dann kam ihr eine neue Eingebung: »Tom, du hast dir doch den Kragen nicht aufmachen müssen, wo ich ihn zugenäht hab, um dir Wasser über den Kopf zu pumpen, wie? Knöpf dir mal den Rock auf.«

Aus Toms Gesicht schwand alle Unruhe. Er öffnete den Rock. Sein Hemdkragen war fest zugenäht.

»Verflixst noch mal! Na, geh schon. Ich war sicher, daß du die Schule geschwänzt hattst und schwimmen gegangen warst. Aber lassen wir's gut sein. Dir geht's wohl so ähnlich wie 'ner Katze, die zu nah ans Feuer geraten ist, Tom, wie man so sagt – du bist besser, als du aussiehst. Diesmal wenigstens.«

Halb tat es ihr leid, daß ihr Scharfsinn versagt hatte, und halb freute es sie, daß Tom wenigstens dieses eine Mal auf den Weg des Gehorsams gestolpert war.

Sidney aber sagte: »Komisch, ich dachte, du hättest seinen Kragen mit weißem Garn genäht, aber's ist schwarz.«

»Freilich hab ich ihn mit weißem genäht. Tom!«

Tom wartete jedoch nicht weiter ab. Als er zur Tür hinauslief, rief er: »Siddy, dafür kriegste 'ne Tracht!«

Nachdem Tom an einem sicheren Ort angelangt war, besah er sich zwei große Nähnadeln, die in seinen Rockaufschlägen steckten und mit Faden umwickelt waren – die eine mit schwarzem, die andere mit weißem. Er sagte: »Nie hätt sie's gemerkt, wenn Sid nicht gewesen wär. Verdammt noch mal, manchmal näht sie's mit Schwarz und manchmal mit Weiß. Ich wünschte, sie würde zum Kuckuck bei einer Sorte bleiben – wie soll ich das denn behalten? Den Sid verdresch ich aber dafür, da kannst du Gift drauf nehmen, oder ich freß 'nen Besen.«

Er war durchaus nicht der Musterknabe des Ortes. Den Musterknaben kannte er aber recht gut und mochte ihn nicht ausstehen.

Zwei Minuten darauf oder noch schneller hatte er bereits alle seine Sorgen vergessen. Nicht deshalb, weil sie für ihn auch nur ein bißchen leichter und weniger quälend gewesen wären als die Sorgen eines Erwachsenen für diesen, sondern weil ein neues, starkes Interesse die Oberhand gewann und sie vorübergehend aus seinen Gedanken verdrängte, genau wie es Erwachsenen geht, die in der Erregung über ein neues Unternehmen ihre Nöte vergessen. Dieses neue Interesse bestand in einer reizvollen, bisher unbekanntem Art des Pfeifens, die er soeben einem Neger abgesehen hatte, und er brannte darauf, sie ungestört auszuprobieren. Es war ein eigenartiger vogelähnlicher Laut, eine Art schmelzender Triller, der hervorgerufen wurde, indem man während des Pfeifens in kurzen Abständen mit der Zunge den Gaumen berührte. Wenn der Leser jemals ein Junge war, erinnert er sich wahrscheinlich, wie man das zustande bringt. Fleiß und Aufmerksamkeit lehrten Tom bald den Trick, und er schlenderte die Straße hinunter, den Mund voll tönender Harmonie und die Seele voller Dankbarkeit. Ihm war ähnlich zumute wie einem Astronomen, der einen neuen Planeten entdeckt hat. Was die Stärke, Tiefe und Reinheit der Freude betrifft, so war zweifellos der Junge und nicht der Astronom im Vorteil.

Die Sommerabende waren lang. Noch war es nicht dunkel. Auf einmal hörte Tom auf zu pfeifen. Vor ihm stand ein Fremder, ein Junge, der eine Spur größer war als er selbst. Für die armselige kleine Stadt St. Petersburg war ein Neuankömmling jeden Alters und Geschlechts eine eindrucksvolle Kuriosität. Dieser Junge war noch dazu gut gekleidet – an einem Wochentag gut gekleidet! Das war einfach erstaunlich. Seine Mütze war ein zierliches Ding, seine fest zugeknöpfte blaue Tuchjacke neu und schmuck, ebenso auch seine Hose. Er hatte Schuhe an, und dabei war erst Freitag. Sogar eine Krawatte trug er, ein farbiges Stück Band. Es lag etwas Städ-

tisches in seinem Aussehen, was Tom bis ins Innerste reizte. Je länger er das prächtige Wunder anstarrte, um so mehr rümpfte er die Nase über dessen Putz und um so schäbiger kam ihm seine eigene Kleidung vor, die immer noch schäbiger zu werden schien. Keiner der beiden Jungen sprach. Sobald sich der eine bewegte, bewegte sich auch der andere – jedoch nur seitwärts, im Kreise herum. Sie hielten ohne Unterlaß das Gesicht einander zugewendet und maßen sich mit Blicken.

Endlich sagte Tom: »Dich kann ich verdreschen!«

»Versuch's doch – das möchte ich sehn.«

»Kann ich, ganz glatt.«

»Nee, das kannst nicht.«

»Doch, kann ich wohl.«

»Nee, kannst nicht.«

»Kann ich wohl.«

»Kannst nicht.«

»Kann ich.«

»Nicht.«

Eine unbehagliche Pause. Dann sagte Tom: »Wie heißte denn?«

»Geht dich doch wohl nichts an.«

»Werd dir schon zeigen, daß es mich ja was angeht.«

»Na, warum tuste's denn nicht?«

»Wenn du noch viel sagst, werd ich's.«

»Viel – viel – viel! Bitte!«

»Hältst dich wohl für mächtig schlau, was? Wenn ich wollte, könnt ich dich mit einer Hand runterkriegen.«

»Warum machste's denn nicht? Du sagst doch, du kannst's.«

»Wenn du mich noch lange anödest, mach ich's.«

»Klar Mensch – ich hab schon haufenweise Leute in so 'ner Klemme gesehn.«

»Kommst dir wer weiß wie vor, was? Und erst der Deckel!«

»Wenn er dir nicht gefällt, mußte dich eben dran gewöhnen. Versuch's nur und schlag ihn runter; jeder, der das versucht, kann aber vorher seine Knochen numerieren.«

»Du Lügenmaul.«

»Selber eins.«

»Bist du 'ne Großschnauze, und feige!«

»Ach, Mensch, hau ab.«

»Du, wenn du mir noch lange frech kommst, dann nimm ich 'nen Stein und knall ihn dir gegen die Birne!«

»Na, bestimmt tuste das!«

»Tu ich auch.«

»Na, warum machste's denn nicht, wozu erzählste denn bloß, du willst's machen? Warum machste's denn nicht? Bloß, weil du bange bist.«

»Bin nicht bange.«

»Biste doch.«

»Bin ich nicht.«

»Biste.«

Wieder eine Pause, wieder gegenseitiges Anstarren und seitliches Umkreisen. Auf einmal standen sie Schulter an Schulter.

Tom sagte: »Weg hier!«

»Selber weg hier!«

»Denk ja nicht dran.«

»Ich erst recht nicht.«

Sie standen da, jeder als Stütze einen Fuß zur Seite gestemmt, beide aus Leibeskräften schiebend und einander haßerfüllt anstarrend. Keiner vermochte jedoch die Oberhand zu gewinnen. Nachdem sie gekämpft hatten, bis sie heiß und hochrot waren, ließen beide voll vorsichtiger Wachsamkeit in ihrer Anstrengung nach, und Tom sagte: »'n Feigling bist und 'n Fatzke. Ich sag's meinem großen Bruder von dir, der wickelt dich um den kleinen Finger, und ich sag's ihm, daß er's auch machen soll.«

»Auf deinen großen Bruder pfeif ich. Hab ja 'nen Bruder, der noch viel größer ist, der wirft ihn wie nichts über den Zaun da.« (Beide Brüder existierten nur in der Einbildung.)

»Du lügst ja.«

»Wenn du's sagst, noch lange nicht.«

Tom zog mit dem großen Zeh einen Strich in den Staub und sagte: »Einen Schritt da drüber, und ich verdresche dich, bis du nicht mehr stehen kannst. Wer's wagt, ist 'n toter Mann.«

Sofort trat der Neue über den Strich und sagte: »Du hast gesagt, du machst's, jetzt wolln wir mal sehn, wie du's machst.«

»Komm mir nicht zu nahe, paß ja auf, du!«

»Du hast doch gesagt, du machst's, warum machste's denn nicht?«

»Donnerwetter, für zwei Cent mach ich's wirklich.«

Der Neue nahm zwei große Kupfermünzen aus der Tasche und hielt sie ihm verächtlich hin.

Tom schlug sie ihm aus der Hand.

Im nächsten Augenblick wälzten sich die beiden Jungen im Dreck, kollerten, wie zwei Katzen ineinander verkrallt, umher, rissen sich eine Minute lang gegenseitig am Haar, zerrten sich an den Kleidern, zerbleuten und zerkratzten einer dem anderen die Nase und bedeckten sich mit Schmutz und Ruhm. Nach einiger Zeit nahm der verschlungene Klumpen Form an, und durch den von der Schlacht aufgewirbelten Staub wurde Tom sichtbar, der rittlings auf dem Neuen saß und ihn mit den Fäusten bearbeitete.

»Brüll: genug!« rief er.

Der Junge rang nur, um sich zu befreien. Er weinte, hauptsächlich vor Wut.

»Brüll: genug!« Toms Fäuste trommelten weiter. Endlich ließ der Fremde ein ersticktes »Genug« vernehmen; Tom erlaubte ihm aufzustehen und sagte: »Dir werd ich das schon beibringen, das nächste Mal paß lieber auf, wen du anödest.«

Der Neue lief davon, klopfte sich schluchzend und schnüffelnd den Staub von der Kleidung, blickte sich gelegentlich um, schüttelte den Kopf und drohte, was er mit Tom tun wolle, wenn er ihn »das nächste Mal erwische«. Darauf antwortete Tom mit Hohngelächter und machte sich prächtig gelaunt auf den Heimweg; kaum hatte er sich jedoch umgewandt, als der Neue einen Stein ergriff, ihn auf Tom schleuderte und diesen

zwischen die Schulterblätter traf; dann gab er Fersengeld und rannte so schnell wie eine Antilope davon. Tom setzte dem Verräter nach und verfolgte ihn bis zu dessen Haus, wodurch er erfuhr, wo der Bursche wohnte. Eine Zeitlang bezog er Posten vor dem Zaun und forderte den Feind auf, nach draußen zu kommen; der aber schnitt ihm nur durch das Fenster Grimassen und lehnte die Einladung ab. Schließlich erschien die Mutter des Feindes, nannte Tom einen ungezogenen, böartigen, ordinären Jungen und befahl ihm, sich davonzuscheren. So trollte er sich von dannen, äußerte jedoch, diesen Bengel werde er sich schon noch vorknöpfen.

Er kam an dem Abend ziemlich spät nach Hause, und als er vorsichtig zum Fenster hineinkletterte, stieß er auf einen Hinterhalt in Person seiner Tante; als sie sah, in welchem Zustand sich seine Kleidung befand, gewann ihr Beschluß, seinen freien Sonnabend in einen Tag der Gefangenschaft bei Zwangsarbeit zu verwandeln, stählerne Festigkeit.

2. Kapitel

Der Sonnabendmorgen war gekommen; die ganze sommerliche Welt war strahlend frisch und bis zum Überströmen von Leben erfüllt. In jedem Herzen erklang ein Lied, und war das Herz jung, dann drang die Melodie auch über die Lippen. In jedem Gesicht lag Fröhlichkeit und in jedem Schritt federnde Kraft. Die Robinien standen in voller Blüte, und ihr Duft erfüllte die Luft.

Der Cardiff-Hügel, der sich auf der anderen Seite über die kleine Stadt erhob, war mit üppigem Grün bedeckt, und er lag gerade fern genug, um als ein »lockendes Land« zu erscheinen, träumerisch, ruhevoll und einladend.

Auf dem Bürgersteig erschien Tom mit einem Eimer Weißkalk und einem langstieligen Pinsel. Er besah sich den Zaun, und die Natur verlor ihren frohen Glanz; tiefe Schwermut senkte sich auf sein Gemüt. Ein dreißig Yard langer, drei

Yard hoher Zaun! Das Leben schien ihm hohl und leer und das Dasein nichts als eine Last. Seufzend tauchte er den Pinsel ein und ließ ihn über die oberste Planke gleiten; er wiederholte das Verfahren, und dann noch ein zweites Mal, verglich den unbedeutenden Streifen Tünche mit dem sich weithin erstreckenden Kontinent ungeweißten Zauns und setzte sich entmutigt auf die Verschalung eines Baumes. Aus dem Tor kam mit einem Blecheimer in der Hand Jim herausgehüpft; er sang »Die Frau von Buffalo«. Bisher war es in Toms Augen immer eine scheußliche Arbeit gewesen, Wasser von der Gemeindepumpe zu holen, jetzt aber kam es ihm nicht so vor. Er dachte daran, daß es an der Pumpe ja Gesellschaft gab. Dort warteten ständig weiße, Mulatten- sowie Negerjungen und -mädchen, bis sie an der Reihe waren, ruhten sich währenddessen aus, tauschten Spielsachen miteinander, zankten sich, prügelten sich und tollten herum. Er dachte auch daran, daß Jim, obgleich die Pumpe nur hundertfünfzig Yard entfernt stand, nie vor einer Stunde mit einem Eimer Wasser zurückkehrte, und selbst dann mußte ihn gewöhnlich jemand holen gehen. Tom sagte: »Hör mal, Jim, ich hol das Wasser, wenn du 'n bißchen streichst.«

Jim schüttelte den Kopf und antwortete: »Geht nich, Master Tom. Die alte Missis, die hat gesagt, ich soll Wasser holen gehn und nich stehnbleiben und mit niemand keine Dummheiten nich machen. Hat erklärt, sie nimmt an, Master Tom würd mir auftragen, ich soll Zaun streichen, und sie hat gesagt, ich soll weitergehn und mich um meine eignen Angelegenheiten kümmern – um das Streichen würd sie sich kümmern.«

»Ach, scher dich doch nicht um das, was sie gesagt hat, Jim. So redet sie doch immer. Gib mir mal den Eimer – ich bleib nicht mal 'ne Minute weg. Sie wird's doch nicht merken.«

»Oh, ich trau mich nich, Master Tom. Die alte Missis, die nimmt mich bestimmt und reißt mir 'n Kopf ab. Das macht sie, ganz sicher.«

»Die! Die haut doch nie jemand – bumst einen 'n bißchen mit dem Fingerhut auf den Kopf, und wen stört das, möcht ich wissen? Sie schimpft ja schrecklich, aber Schimpfen tut nicht

weh – wenigstens nicht, wenn sie nicht weint. Jim, ich geb dir 'ne Murmel, 'ne weiße Glaskugel geb ich dir!«

Jim wurde schwankend.

»'ne weiße Glaskugel, Jim, und die läuft scharf!«

»Au, ist das mal 'ne prima Murmel, muß ich sagen. Aber, Master Tom, ich hab mächtig Angst vor der alten Missis.«

Jim war jedoch auch nur ein Mensch – die Anziehungskraft dieses Stücks war zu groß. Er setzte den Eimer ab und nahm die weiße Glaskugel. In der nächsten Minute flog er mit dem Eimer und einem prickelnden Hintern die Straße hinunter; Tom strich, was das Zeug hielt, und Tante Polly zog sich, einen Pantoffel in der Hand und Triumph im Blick, vom Felde zurück.

Toms Energie hielt jedoch nicht an. Ihm fielen die vergnüglichen Dinge ein, die er für heute geplant hatte, und sein Kummer vervielfachte sich. Bald mußten die Jungen, die frei waren, auf allen möglichen herrlichen Expeditionen hier vorbeigesprungen kommen, und sie würden ihn furchtbar auslachen, weil er arbeiten mußte – schon der Gedanke daran brannte wie Feuer. Er holte seine weltlichen Schätze hervor und betrachtete sie – Teile von Spielsachen, Murmeln und allerlei Plunder, genug, um vielleicht einen Arbeitstausch zu erkaufen, aber nicht genug, um auch nur eine halbe Stunde wahrer Freiheit zu erhandeln. So steckte er seine beschränkten Mittel wieder in die Tasche und gab den Gedanken an den Versuch auf, die Jungen zu kaufen. In diesem düsteren, hoffnungslosen Augenblick durchfuhr ihn eine Eingebung. Nicht mehr und nicht weniger als eine grandiose, fabelhafte Eingebung. Er nahm seinen Pinsel zur Hand und begab sich ruhig an die Arbeit. Kurze Zeit darauf kam Ben Rogers in Sicht, genau der Junge, vor dessen Spott er sich am meisten gefürchtet hatte. Bens Gang war ein einziges Hüpfen, Tanzen und Springen – Beweis genug, daß sein Herz leicht und voller hochgespannter Erwartungen war. Er aß einen Apfel und stieß in regelmäßigen Abständen ein langes, melodisches Heulen aus, dem ein tief-tönendes Bim-bam-bam, Bim-bam-bam folgte, denn er stellte

einen Dampfer dar. Als er heranzog, drosselte er die Geschwindigkeit, hielt sich in der Straßenmitte, lehnte sich weit nach steuerbord über und drehte gemessen, umständlich und mit großem Aufwand bei, denn er verkörperte den Dampfer »Big Missouri« und war sich bewußt, neun Fuß Tiefgang zu haben. Er war Dampfer, Kapitän und Schiffsglocke in einem, und so mußte er sich einbilden, er stehe auf seinem eigenen Hurrikandeck, erteile Befehle und führe sie auch aus.

»Stop, Sir! Bim-bim-bim.« Die Vorwärtsbewegung hörte fast gänzlich auf, und er steuerte langsam den Bürgersteig an. »Maschine volle Kraft rückwärts! Bim-bim-bim!« Er streckte die Arme steif an den Seiten hinab. »Steuerbord achteraus! Bim-bim-bim! Tschuk-tsch-tschuk-tschuk-tschuk!« Seine rechte Hand beschrieb stattliche Kreise, denn sie stellte ein vierzig Fuß hohes Schaufelrad dar. »Backbord achteraus! Bim-bim-bim! Tschuk-tsch-tschuk-tschuk!« Nun begann die linke Hand, Kreise zu beschreiben.

»Steuerbord stop! Bim-bim-bim! Backbord stop! Steuerbord langsame Fahrt voraus! Stop! Das äußere Rad langsame Fahrt! Bim-bim-bim! Tschuk-uk-uk! Bugleine heraus! Los jetzt! Kommt – raus mit dem Spanntau – was macht ihr denn da? Vertäut doch das Doppelpart über den Poller. Ran an die Landungsbrücke jetzt – los! Alle Maschinen stop jetzt, Sir! Bim-bim-bim!«

»Seht! Seht! Seht!« (Ausprobieren der Dampfähne.)

Tom tünchte weiter – er kümmerte sich nicht um den Dampfer. Ben starrte ihn einen Augenblick an und sagte dann: »Heda! Du steckst in der Patsche, was?«

Keine Antwort. Mit dem Auge des Künstlers begutachtete Tom seinen letzten Strich, dann fuhr sein Pinsel noch einmal mit leichtem Schwung darüber hinweg, und er begutachtete das Ergebnis von neuem. Ben bezog neben ihm Stellung. Beim Anblick des Apfels lief Tom das Wasser im Munde zusammen, er blieb jedoch bei seiner Arbeit. Da sagte Ben: »Hallo, alter Junge; müßt arbeiten, was?«

»Ach, du bist's, Ben. Hab's gar nicht gemerkt.«

»Ich geh schwimmen, hörste? Würdste nicht auch lieber mitkommen? Aber natürlich, du möchtest lieber schufteln, was? Klar, Mensch.«

Tom betrachtete den Jungen ein Weilchen und fragte dann: »Was nennst denn Arbeit?«

»Na, ist 'n das vielleicht keine Arbeit?«

Tom machte sich wieder ans Tünchen und meinte gleichgültig: »Na, vielleicht, vielleicht auch nicht. Ich weiß nur eins: Tom Sawyer gefällt's.«

»Ach, geh doch, du willst mir doch nicht etwa einreden, 's macht dir Spaß?«

Der Pinsel fuhr weiter.

»Ob's mir Spaß macht? Na, ich wüßte nicht, weshalb's mir keinen Spaß machen sollte. Kommt 'n Junge vielleicht jeden Tag dazu, 'nen Zaun zu streichen?«

Das ließ die Sache in neuem Licht erscheinen. Ben hörte auf, an seinem Apfel zu knabbern. Tom schwang seinen Pinsel mit behutsamer Eleganz hin und her – trat dann zurück, um die Wirkung festzustellen – setzte hier und da noch einen Tupfer hinzu – kritisierte die Wirkung von neuem, während Ben jede seiner Bewegungen beobachtete und ihn die Sache immer mehr interessierte, immer stärker fesselte. Nach einer Weile sagte er: »Du, Tom, laß mich mal 'n bißchen streichen.«

Tom dachte nach, war schon drauf und dran zuzustimmen, überlegte sich's dann aber wieder anders: »Nein, nein, geht wohl nicht, Ben. Sieh mal, Tante Polly nimmt's mächtig genau mit dem Zaun hier, er steht ja direkt an der Straße, verstehste – wenn's hinten der wär, würd's mir nicht drauf ankommen und ihr auch nicht. Ja, mächtig genau nimmt sie's mit dem Zaun hier, ganz sorgfältig muß der gestrichen werden; ich glaube, kaum einer von tausend Jungens ist imstande, es so zu machen, wie es sich gehört – vielleicht nicht mal einer von zweitausend.«

»Tatsächlich? Ach, komm schon! Laß mich bloß mal versuchen, bloß 'n kleines bißchen. Wenn du ich wärst, würd ich dich lassen, Tom.«

»Ben, ich würd's ja gerne tun, aber Tante Polly – weißte, Jim wollte, und sie hat 'n nicht gelassen. Sid wollte auch, und sie hat 'n auch nicht gelassen. Siehste nicht, wie ich in der Klemme sitze? Wenn du dich dranmachst und's passiert was damit ...«

»Ach, Quatsch; ich mach's genauso vorsichtig. Komm, laß mich mal versuchen. Ich geb dir den Grieb von meinem Apfel, hörste?«

»Nun – nee, Ben, lieber nicht, ich hab Bange ...«

»Ich laß dir den ganzen!«

Tom gab den Pinsel her, Widerstreben im Antlitz, aber frohe Bereitwilligkeit im Herzen. Und während der vormalige Dampfer »Big Missouri« in der Sonne arbeitete und schwitzte, ließ sich der in den Ruhestand getretene Künstler nahebei im Schatten auf einem Faß nieder, baumelte mit den Beinen, verdrückte den Apfel und schmiedete Pläne, wie er noch weitere Unschuldige zur Strecke bringen könnte. An Material mangelte es nicht, immer wieder schlenderten Jungen vorbei; sie kamen, um zu spotten, und blieben, um zu weißen. Als Ben abgekämpft war, hatte Tom bereits die nächste Gelegenheit, sich zu beteiligen, gegen einen gut erhaltenen Drachen an Billy Fisher verhandelt, und als der verpusten mußte, kaufte sich Johnny Miller ein mit einer toten Ratte samt einer Schnur, mit der man sie herumschwingen konnte; so ging es weiter und immer weiter, Stunde um Stunde. Und als der Nachmittag zur Hälfte vorüber war, da war aus dem am Morgen noch mit Armut geschlagenen Tom ein Junge geworden, der sich buchstäblich in Reichtum wälzte. Neben den Dingen, die ich bereits erwähnt habe, besaß er zwölf Murmeln, ein Stück von einem Brummeisen, einen Scherben blaues Flaschenglas, durch den man hindurchgucken konnte, einen Revolver, einen Schlüssel, der nichts aufschloß, einen Krümel Kreide, einen Glasstöpsel von einer Karaffe, einen Zinnsoldaten, zwei Kaulquappen, sechs Knallfrösche, ein einäugiges Kätzchen, einen Türgriff aus Messing, ein Hundehalsband – aber keinen Hund –, einen Messergriff, vier Stück Apfelsinenschale und ei-

nen verrotteten alten Fensterrahmen. Die ganze Zeit über hatte er hübsch behaglich gefaulenzt und eine Menge Gesellschaft gehabt – und den Zaun bedeckte eine dreifache Schicht Farbe! Wäre Tom nicht der Weißkalk ausgegangen, so hätte er sämtliche Jungen des Ortes bankrott gemacht.

Tom sagte sich, die Welt sei doch nicht so hohl und leer. Er hatte, ohne es zu wissen, ein wichtiges Gesetz entdeckt, welches das menschliche Handeln bestimmt, daß nämlich, um das Begehren eines Mannes oder eines Jungen nach etwas zu wecken, weiter nichts nötig ist, als die Sache schwer erreichbar zu machen. Wäre er ein großer und weiser Philosoph gewesen wie der Schreiber dieses Buches, dann hätte er jetzt verstanden, daß Arbeit in dem besteht, was man zu tun verpflichtet ist, und daß Spiel in dem besteht, was man nicht zu tun verpflichtet ist. Das hätte ihm geholfen zu begreifen, weshalb es Arbeit ist, künstliche Blumen herzustellen oder in einer Tretmühle tätig zu sein, während es ein Vergnügen ist, Kegel zu schieben oder auf den Montblanc zu klettern. Es gibt in England reiche Herren, die im Sommer täglich verkehrende vierspännige Reisekutschen zwanzig oder dreißig Meilen weit lenken, weil dieses Vorrecht sie ziemlich viel Geld kostet; böte man ihnen aber Lohn für diesen Dienst, so würde er zur Arbeit, und dann gäben sie ihn auf.

3. Kapitel

Tom erschien vor Tante Polly, die am offenen Fenster einer gemütlichen, nach hinten gelegenen Stube saß, die Schlafzimmern, Frühstückszimmer, Speisezimmer und Bibliothek in einem war. Die linde Sommerluft, die friedliche Ruhe, der Duft der Blumen und das einschläfernde Summen der Bienen hatten ihre Wirkung getan, und sie war über ihrem Strickzeug eingennickt, denn ihre einzige Gesellschaft war die Katze, und die lag schlafend auf ihrem Schoß. Die Brille hatte sie sicherheitshalber auf ihren grauen Scheitel geschoben. Tante Polly hatte ge-

glaubt, Tom sei natürlich schon lange auf und davon; daher war sie erstaunt, als er sich jetzt auf so unerschrockene Weise wieder in ihre Macht begab. Er sagte: »Kann ich nun spielen gehen, Tante?«

»Was, schon? Wieviel hast du denn geschafft?«

»Alles fertig, Tante.«

»Tom, lüg mich nicht an. Das kann ich nicht vertragen.«

»Tu ich ja gar nicht, Tante, es ist wirklich alles fertig.«

Tante Polly hatte wenig Vertrauen zu solchem Zeugnis. Sie ging hinaus, um selber nachzusehen, und wäre zufrieden gewesen, hätte sie auch nur zwanzig Prozent von Toms Behauptung bestätigt gefunden. Als sie den ganzen Zaun geweißt fand, und nicht nur einfach geweißt, sondern kunstvoll mit mehreren Anstrichen versehen und sogar die Erde mit einem Streifen verziert, da war ihr Erstaunen fast unbeschreiblich. Sie sagte: »Nein, so was! Das muß man dir lassen, wenn du willst, kannst du arbeiten, Tom.« Dann verwässerte sie das Kompliment, indem sie hinzusetzte: »Aber du willst nur mächtig selten, muß ich sagen. Na, lauf schon und spiel, aber sieh zu, daß du noch vor Ablauf von 'ner Woche wiederkommst, sonst gerb ich dir das Fell.«

So überwältigt war sie vom Glanz seiner Leistung, daß sie ihn mit in die Speisekammer nahm, dort einen prächtigen Apfel aussuchte und ihm diesen überreichte, wobei sie ihm eine erbauliche Lektion darüber hielt, wie sehr es den Wert einer Gabe und den Genuß, den sie bereitet, steigert, wenn man sie ohne Sünde, nur durch tugendhaftes Streben erworben hat. Und während sie mit einem üppigen Schwall biblischer Worte schloß, mauste er einen Pfannkuchen.

Dann schlüpfte er hinaus und sah, wie Sid eben die Außentreppe hinaufstieg, die zu den hinteren Räumen des oberen Stocks führte. Erdklumpen lagen genug herum, und im Nu war die Luft von ihnen erfüllt. Sie prasselten rings um Sid nieder wie ein Hagelsturm, und bevor Tante Polly ihre von Überraschung benommenen Sinne zusammenraffen und Sid zu Hilfe eilen konnte, hatten bereits sechs oder sieben Erdklum-

pen ihr Ziel getroffen, und Tom war über den Zaun und verschwunden. Zwar gab es eine Pforte, im allgemeinen aber hatte er es zu eilig, um sie zu benutzen. In seiner Seele herrschte Frieden, da er nun mit Sid abgerechnet hatte, weil der die Aufmerksamkeit auf den schwarzen Zwirn gelenkt und ihm Unannehmlichkeiten bereitet hatte.

Tom lief um den Häuserblock und gelangte auf einen lehmigen Weg, der hinter dem Kuhstall seiner Tante vorbeiführte. Nun war er außer Gefahr, eingefangen und bestraft zu werden, und er begab sich zum öffentlichen Platz der kleinen Stadt, wo sich einer Verabredung gemäß zwei »militärische Formationen« der Jungen getroffen hatten, um sich eine Schlacht zu liefern. Tom war General der einen Armee, Joe Harper, ein Busenfreund von ihm, General der anderen. Diese beiden großen Heerführer ließen sich nicht etwa herab, persönlich am Kampf teilzunehmen – das kam vielmehr der unbedeutenderen Menge zu –, sondern sie saßen zusammen auf einer Bodenerhebung und leiteten die Operationen auf dem Schlachtfeld durch Befehle, die von Adjutanten überbracht wurden. Nach langem, hartem Kampf errang Toms Armee einen großen Sieg. Nun wurden die Toten gezählt, die Gefangenen ausgetauscht, über die Bedingungen der nächsten Uneinstimmigkeit Einstimmigkeit erzielt und der Tag für die notwendige Schlacht festgelegt, danach formierten sich die Armeen und marschierten davon, während Tom sich allein heimwärts wandte.

Als er an dem Hause vorbeikam, in dem Jeff Thatcher wohnte, sah er im Garten ein fremdes Mädchen stehen, ein reizendes, blauäugiges kleines Ding mit gelbem Haar, das in zwei lange Zöpfe geflochten war, in einem weißen Sommerkleid und bestickten langen Hosen. Der mit frischem Ruhm bekränzte Held fiel, ohne einen Schuß abgefeuert zu haben. Eine gewisse Amy Lawrence entschwand aus seinem Herzen und ließ nicht mal eine Erinnerung darin zurück. Er hatte geglaubt, er liebe sie wahnsinnig, er hatte seine Leidenschaft für Anbetung gehalten, aber siehe da, es war nichts weiter als eine arm-

selige, flüchtige kleine Zuneigung gewesen. Monate hatte er damit verbracht, das Mädchen zu gewinnen; kaum eine Woche war es her, seit sie ihm ihre Liebe gestanden hatte; sieben kurze Tage lang war er der glücklichste und stolzeste Junge der Welt gewesen, und nun war sie in einem einzigen Augenblick aus seinem Herzen entschwunden, als sei sie eine zufällig vorbeikommende Fremde, deren Besuch beendet ist.

Verstohlen bewunderte er diesen neuerschiedenen Engel, bis er sah, daß sie ihn entdeckt hatte; dann tat er, als wisse er nichts von ihrer Anwesenheit, und begann, auf alle mögliche verdrehte, jungenhafte Weise anzugeben, um ihre Bewunderung zu erringen. Ein Weilchen trieb er seine närrischen Possen, dann aber, mitten in einer gefährlichen gymnastischen Übung, schielte er zur Seite und sah, daß die Kleine sich auf das Haus zu begab. Tom trat an den Zaun und lehnte sich darauf, bekümmert und voller Hoffnung, sie werde sich noch ein Weilchen Zeit lassen. Auf der Treppe blieb sie einen Moment stehen und trat dann auf die Tür zu. Als sie den Fuß auf die Schwelle setzte, stieß Tom einen schweren Seufzer aus; sein Gesicht erhellte sich jedoch sogleich, denn in dem Augenblick, bevor sie verschwand, warf sie ein Stiefmütterchen über den Zaun. Der Junge rannte zu der Blume hin und blieb einen oder zwei Schritt vor ihr stehen, beschattete die Augen mit der Hand und blickte die Straße hinter, als habe er dort unten etwas Interessantes entdeckt. Dann hob er einen Strohalm auf und versuchte, ihn mit weit zurückgeworfenem Kopf auf der Nase zu balancieren, und während er sich dabei hin und her bewegte, rückte er dem Stiefmütterchen immer näher; schließlich ruhte sein nackter Fuß darauf, seine biegsamen Zehen schlossen sich darum, er hüpfte mit seinem Schatz davon und verschwand um die Ecke. Dort blieb er aber nur eine Minute lang, nur bis er die Blume in seiner Jacke über dem Herzen geborgen hatte – vielleicht aber auch über dem Magen, denn er war in der Anatomie nicht allzu bewandert und auf jeden Fall nicht übermäßig kritisch.

Nun kehrte Tom zurück und trieb sich, bis es Abend wurde, in der Nähe des Zaunes herum; er gab an, wie zuvor,

das Mädchen ließ sich jedoch nicht mehr blicken. Tom tröstete sich aber ein wenig mit der Hoffnung, sie sei inzwischen an ein Fenster gekommen und habe seine Aufmerksamkeiten bemerkt.

Schließlich ging er widerstrebend heim, den armen Kopf voller Phantasiebilder.

Während des ganzen Abendessens war er so guter Stimmung, daß sich seine Tante verwundert fragte, »was wohl in den Jungen gefahren« sei. Er erhielt tüchtig Schelte, weil er Sid mit Erdklumpen beworfen hatte; es schien ihm jedoch nicht das mindeste auszumachen. Er versuchte, direkt vor der Nase der Tante ein Stück Zucker zu stibitzen, und bekam dafür eins auf die Finger. Da meinte er: »Tante, Sid hauste nicht, wenn er eins nimmt.«

»Na, der quält einen auch nicht so wie du. Wenn ich nicht auf dich aufpaßte, würdest du immerzu an den Zucker rangehen.«

Kurz darauf ging sie in die Küche, und im Vollgefühl seiner Straffreiheit langte Sid nach der Zuckerdose, mit einem Ausdruck des Triumphes über Tom, der fast unerträglich war. Sids Finger glitten jedoch ab, die Zuckerdose fiel zu Boden und zerbrach. Tom war von Wonne berauscht – so sehr berauscht, daß er sogar seine Zunge im Zaum hielt und schwieg. Er beschloß im stillen, er werde kein Wort sagen, nicht mal, wenn seine Tante hereinkäme, sondern er werde mucksmäuschenstill dasitzen, bis sie fragte, wer das angerichtet habe, und dann wollte er es sagen, und nichts auf der Welt wäre herrlicher, als zusehen zu können, wie dieser Musterknabe es kriegte. Er war so voller Frohlocken, daß er kaum an sich halten konnte, als die alte Dame hereinkam, vor den Scherben stand und über ihre Brille hinweg Zornesblitze schleuderte. Er sagte sich: Jetzt kommt's! Im nächsten Augenblick aber lag er auf dem Boden! Schon hatte sich die kräftige Handfläche zu einem neuen Schlag erhoben, da schrie Tom: »Halt, warum verdrischste denn *mich*? Sid hat sie doch kaputtgeschmissen!«

Verdutzt hielt Tante Polly inne, und Tom erwartete linderndes Mitleid. Als sie die Sprache wiederfand, sagte sie jedoch nur: »Hm, na, bestimmt hast du nicht umsonst Prügel gekriegt. Höchstwahrscheinlich hast du irgendwelchen anderen frechen Unfug angestellt, während ich nicht da war.«

Dann setzte ihr das Gewissen zu, und es drängte sie, irgend etwas Freundliches, Liebevolleres zu sagen; sie entschied jedoch, es würde als Geständnis ausgelegt werden, daß sie im Unrecht war, und dies ließ die Disziplin nicht zu. So schwieg sie und ging bekümmerten Herzens ihrer Beschäftigung nach. Tom saß schmollend in einer Ecke und steigerte sich in seinen Schmerz hinein. Er wußte, daß seine Tante im innersten Herzen vor ihm auf den Knien lag, und dieses Bewußtsein gab ihm eine grämliche Befriedigung. Er wollte kein Zeichen des Entgegenkommens zeigen, er wollte niemand beachten. Er wußte, daß hin und wieder durch einen Tränenschleier ein sehnsuchtsvoller Blick auf ihn fiel, aber er weigerte sich, ihn zur Kenntnis zu nehmen. Er malte sich aus, daß er todkrank daläge, während seine Tante sich über ihn beugte und ihn um ein einziges kleines Wort der Vergebung anflehte, er aber das Gesicht zur Wand wendete und stürbe, ohne dieses Wort ausgesprochen zu haben. Ha, was empfände sie dann? Und er malte sich aus, daß man ihn vom Fluß heimbrächte, tot, mit triefenden Locken, die armen Hände für immer reglos, das wunde Herz zur Ruhe gekommen. Wie würde sie sich dann über ihn werfen; wie Regen würden ihre Tränen fließen und ihre Lippen zu Gott beten, er möge ihr den Jungen zurückgeben, sie wolle ihn auch nie, nie mehr mißhandeln. Er aber läge kalt und bleich da und gäbe kein Zeichen mehr von sich – ein armer kleiner Dulder, der ausglitten hatte. Mit diesen tragischen Vorstellungen steigerte er seine Gefühle dermaßen, daß er immerzu schlucken mußte, so sehr war ihm, als ersticke er; vor seinen Augen verschwamm alles hinter einem wäßrigen Schleier, der, als er zwinkerte, überlief, hinunterterrann und ihm von der Nasenspitze tropfte. Er schwelgte derart in diesem Hätscheln seines Kummers, daß er nicht er-

tragen konnte, sich durch irgendwelche weltliche Fröhlichkeit oder durch ein verletzendes Vergnügen darin stören zu lassen; sein Schmerz war ihm zu heilig für eine solche Berührung, und als daher kurz darauf seine Kusine Mary hereingetantzt kam, übersprudelnd vor Freude, wieder daheim zu sein, nachdem sie zu einem ewig langen Besuch von einer Woche auf dem Lande gewesen war, stand er auf und begab sich, in eine Wolke von Düsterteit gehüllt, zur einen Tür hinaus, während sie Gesang und Sonnenschein zur anderen hereinbrachte. Er wanderte weit fort von den Plätzen, an denen sich die Jungen gewöhnlich herumtrieben, und suchte einsame Orte, die mit seiner Stimmung im Einklang standen. Ein im Fluß schwimmendes Floß lud ihn ein; er setzte sich auf das äußerste Ende und blickte über die eintönige Weite des Stromes; dabei wünschte er, er könne sofort ertrinken, ohne es zu merken und ohne die unangenehme Prozedur durchzumachen, welche die Natur dafür ersonnen hat. Dann fiel ihm seine Blume ein. Er zog sie hervor; sie war zerknittert und verwelkt, und ihr Anblick verstärkte machtvoll seine wohlige Wehmut. Er fragte sich, ob sie wohl Mitleid mit ihm hätte, wenn sie es wüßte? Ob sie dann wohl weinte und wünschte, sie sei berechtigt, ihm die Arme um den Hals zu legen und ihn zu trösten? Oder würde sie sich kalt abwenden wie die übrige schnöde Welt? Diese Vorstellung brachte ihm ein solches Übermaß angenehmen Schmerzes, daß er sich das Bild in Gedanken immer wieder ausmalte und in neuem, stets verschiedenem Licht erscheinen ließ, bis es seinen Reiz einbüßte. Endlich erhob er sich seufzend und ging in die Dunkelheit hinein. Gegen halb zehn, zehn Uhr kam er durch die einsame Straße, in der die angebetete Unbekannte wohnte; er blieb einen Augenblick stehen – kein Laut traf sein lauschendes Ohr, eine Kerze warf ihren matten Schein auf den Vorhang eines Fensters im zweiten Stock. War dort ihr geheiligtes Gemach? Er kletterte über den Zaun und schlich sich durch die Pflanzen, bis er unter jenem Fenster stand. Lange blickte er bewegt hinauf, dann legte er sich darunter auf den Boden, streckte sich

auf dem Rücken aus und hielt über der Brust in den gefalteten Händen die arme, verwelkte Blume. So wollte er sterben – draußen in der kalten Welt, ohne ein Dach über dem heimatlosen Kopf, ohne eine Freundeshand, die ihm den Todessehweiß von der Stirn wischte, ohne ein liebevolles Gesicht, das sich mitleidsvoll über ihn beugte, wenn der große Todeskampf begänne. So sollte sie ihn erblicken, wenn sie hinaussah in den heiteren Morgen – und ach, ließe sie wohl eine Träne auf seinen armen, leblosen Körper fallen, stieße sie wohl auch nur einen einzigen kleinen Seufzer aus, ein strahlendes junges Leben so jäh erloschen, so unzeitig dahingemäht zu sehen?

Das Fenster öffnete sich; die mißtönende Stimme eines Hausmädchens entheiligte die geweihte Stille, und ein Wassergerausch durchtränkte die sterblichen Überreste des dahingestreckten Märtyrers.

Mit einem erleichternden Prusten sprang der dem Ersticken nahe Held auf die Beine; ein Wurfgeschosß sauste durch die Luft, begleitet von einem leisen Fluch; danach folgte das Klirren splitternden Glases, und eine kleine, undeutlich sichtbare Gestalt schwang sich über den Zaun und schoß in die Dunkelheit davon.

Als Tom kurz darauf, bereits zum Schlafen ausgekleidet, beim Schein eines Talglichts seine durchnäßten Sachen besichtigte, erwachte Sid; falls dieser aber die geringste Absicht gehabt hatte, auch nur »einen leisen Hinweis auf eine Anspielung« zu machen, so überlegte er sich's und hielt Frieden – denn aus Toms Augen blitzte Gefahr. Dieser legte sich hin, ohne sich noch der zusätzlichen Plage zu unterziehen, sein Gebet zu sprechen, und Sid notierte sich im Geiste diese Unterlassungssünde.

4. Kapitel

Die Sonne ging auf über einer ruhevollen Welt und strahlte hernieder, als fiele ein Segen auf die friedliche kleine Stadt. Nach dem Frühstück hielt Tante Polly die Familienandacht ab; diese begann mit einem Gebet, das von Grund auf aus soliden Schichten von Bibelzitate gebaut war, die von einem dünnen Mörtel eigener Worte zusammengehalten wurden, und von der Höhe dieses Gebäudes, wie vom Berge Sinai herab, verkündete sie ein grimmiges Kapitel des mosaischen Gesetzes.

Danach gürtete Tom gewissermaßen seine Lenden und machte sich an die Arbeit, um »seine Verse zu bewältigen«. Sid hatte seine Lektion bereits vor Tagen gelernt. Tom spannte seine ganze Energie an, um sich fünf Bibelverse einzuprägen; er wählte sie aus der Bergpredigt, weil er keine kürzeren finden konnte.

Nach Ablauf einer halben Stunde hatte Tom einen unbestimmten allgemeinen Begriff von seiner Lektion, mehr aber nicht, denn sein Geist durchschweifte das ganze Gebiet menschlichen Denkens, und seine Hände waren mit ablenkenden, unterhaltsamen Dingen beschäftigt. Mary nahm sein Buch, um ihn abzufragen, und er versuchte, seinen Weg durch den Nebel zu finden.

»Selig sind, die da ... äh ... äh ...«

»Geistlich ...«

»Ach ja, geistlich; selig sind, die da geistlich ... äh ... äh ...«

»Arm ...«

»Arm ... Selig sind, die da geistlich arm sind, denn, denn ...«

»Das Himmelreich ...«

»Das Himmelreich. Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr. Selig sind, die da Leid tragen, denn sie ... sie ...«

»S- ...«

»Denn sie ... äh ...«

»So- ...«

»Denn sie so ... Ach, ich weiß nicht, wie es heißt!«

»Sollen!«

»Ach ja, sollen! Denn sie sollen ... denn sie sollen ... äh ... äh ... sollen Leid tragen ... äh ... äh ... selig sind, die da ... die ... äh ... die da Leid tragen, denn sie sollen ... äh ... was sollen sie? Warum sagst du's mir nicht, Mary? Warum bist du so gemein?«

»Aber Tom, du armer Dummkopf, ich will dich doch nicht ärgern. Das würde ich doch nicht tun. Du mußt dich hinsetzen und es noch mal lernen. Verlier nicht den Mut, Tom, du wirst's schon schaffen – und wenn du's geschafft hast, dann gebe ich dir was ganz Feines! Sei lieb und geh.«

»Na schön. Was ist's denn, Mary? Sag mir doch, was es ist.«

»Laß nur, Tom. Du weißt ja, wenn ich sage, es ist was Feines, dann ist's auch was Feines.«

»Klar, Mary, das steht fest. Na schön, ich mach mich noch mal dran.«

Und er »machte sich dran«, und unter dem doppelten Antriebe der Neugier und der Aussicht auf Gewinn tat er es mit solchem Schwung, daß er einen glänzenden Erfolg davontrug.

Mary schenkte ihm ein funkelneues Barlow-Messer, das zwölf einhalb Cent wert war. Der Schauer des Entzückens, der ihn durchfuhr, erschütterte ihn bis in die Grundfesten. Gewiß, mit dem Messer würde man nichts schneiden können, aber es war ein »goldechtes« Barlow-Messer, und das war etwas unvorstellbar Großartiges – woher freilich die Jungen des Westens die Idee hatten, man könne eine noch schlechtere Fälschung einer solchen Waffe herstellen, ist ein unerfindliches Geheimnis und wird vielleicht auch ewig eins bleiben. Tom brachte es fertig, damit Kerben in den Schrank zu schnitzen, und machte sich eben bereit, die Kommode in Angriff zu nehmen, als er abberufen wurde, um sich für die Sonntagsschule anzukleiden.

Mary reichte ihm eine Blechschüssel mit Wasser und ein Stück Seife, er ging nach draußen und stellte dort die Schüssel auf eine kleine Bank; dann tauchte er die Seife ins Wasser und

legte sie hin, krepelte sich die Ärmel auf, goß das Wasser vorsichtig auf die Erde, kehrte dann in die Küche zurück und begann, sich das Gesicht sorgsam an dem Handtuch abzuwischen, das hinter der Tür hing. Mary aber nahm ihm das Handtuch fort und sagte: »Schämst du dich denn nicht, Tom? Sei doch nicht so ungezogen. Wasser schadet dir nicht.«

Tom war ein klein wenig aus der Fassung gebracht. Die Schüssel wurde von neuem gefüllt, und diesmal stand er ein Weilchen darüber gebeugt und sammelte Mut; dann holte er einmal tief Atem und machte sich ans Werk. Als er kurze Zeit darauf in die Küche trat, beide Augen fest geschlossen und mit den Händen nach dem Handtuch tastend, tropften ihm Wasser und Seife zum Beweis seiner Ehrenhaftigkeit vom Gesicht. Als er hinter dem Handtuch hervorkam, war sein Zustand jedoch noch immer nicht zufriedenstellend, denn das saubere Gesicht hörte wie eine Maske jäh am Kinn und am Unterkiefer auf; unter und hinter dieser Linie breitete sich ein dunkelfarbiges Gebiet unbewässerten Bodens aus, das sich nach vorn seinen Hals hinunter und nach hinten um diesen herum erstreckte. Mary nahm sich ihn vor, und als sie ihr Werk an ihm beendet hatte, stand er da als Mann und Bruder, bei dem es keinen Unterschied der Hautfarbe gab; sein feuchtes Haar war ordentlich gebürstet, und seine kurzen Locken waren in eine solche Form gebracht, daß eine allgemeine anmutige symmetrische Wirkung erzielt wurde. (Insgeheim glättete er die Locken mit viel Fleiß und Mühe, indem er sich das Haar fest an den Kopf klebte, denn Locken hielt er für weibisch, und seine eigenen erfüllten sein Leben mit Bitterkeit.) Dann holte Mary den Anzug hervor, den er seit zwei Jahren nur sonntags trug – er wurde einfach sein »anderer Anzug« genannt –, und so kennen wir nun den Umfang seiner Garderobe. Nachdem er sich angezogen hatte, zupfte das Mädchen »ihn zurecht«; sie knöpfte ihm die saubere Jacke bis zum Kinn zu, legte ihm den riesigen Hemdkragen über die Schultern, bürstete ihn ab und setzte dem Ganzen als Krone den mit Tupfen gemusterten Strohhut auf. Jetzt sah er wesentlich besser und äußerst unbehaglich aus,

und er fühlte sich auch genauso unbehaglich, wie er aussah, denn ganze Kleider und Sauberkeit bedeuteten eine Behinderung, die ihn erboste. Er hoffte, Mary werde seine Schuhe vergessen, aber dieser Hoffnungsfunke erlosch; sie fettete sie gründlich mit Talg ein, wie es üblich war, und brachte sie ihm heraus. Jetzt wurde er doch wütend und erklärte, immer solle er tun, was er nicht wolle. Mary aber redete ihm gut zu: »Bitte, Tom, sei lieb.«

So fuhr er knurrend in seine Schuhe. Bald war auch Mary fertig, und die drei Kinder begaben sich in die Sonntagsschule, einen Ort, den Tom von ganzem Herzen haßte, während Sid und Mary gern dorthin gingen.

Die Sonntagsschule dauerte von neun bis halb elf Uhr, danach war Gottesdienst. Zwei der Kinder blieben stets freiwillig da, um sich die Predigt anzuhören, und das dritte blieb ebenfalls – aus gewichtigeren Gründen. Die ungepolsterten Kirchenstühle mit den hohen Lehnen boten etwa dreihundert Personen Platz; das Gebäude war nur klein und schlicht; oben drauf saß als Turm eine Art Kasten aus Fichtenholz.

Als sie an der Tür anlangten, blieb Tom einen Schritt zurück und sprach einen sonntäglich gekleideten Kameraden an: »Hör mal, Bill, haste 'nen gelben Zettel?«

»Ja.«

»Was willstest du 'n dafür?«

»Was gibst du denn?«

»'n Stück Lakritze und 'nen Angelhaken.«

»Zeig mal her.«

Tom wies die angebotenen Gegenstände vor. Sie waren zufriedenstellend und wechselten den Besitzer. Dann tauschte Tom zwei weiße Glaskugeln gegen drei rote Zettel und ein paar Kleinigkeiten gegen zwei weiße ein. Er lauerte noch mehr Jungen bei ihrer Ankunft auf und kaufte zehn, fünfzehn Minuten lang weiter Zettel verschiedener Farben. Dann betrat er zusammen mit einem Schwarm sauber gewaschener, lärmender Jungen und Mädchen die Kirche, ging auf seinen Platz und fing mit dem ersten besten Jungen, der zur Hand war,

Streit an. Der Lehrer, ein ernster, ällicher Mann, mischte sich ein und wandte dann einen Augenblick den Rücken; schon zog Tom einen Jungen auf der nächsten Bank am Haar, war, als dieser sich umwandte, gänzlich in sein Buch vertieft, stach gleich darauf einen anderen Jungen mit einer Nadel, damit der »Au!« sagte, und erhielt von neuem einen Verweis von seinem Lehrer. Toms ganze Klasse war vom gleichen Kaliber – unruhig, lärmend und eine rechte Plage. Als es ans Aufsagen der Lektion ging, konnte nicht einer seine Bibelsprüche ohne Stocken wiedergeben; vielmehr mußten sich alle immer wieder vorsagen lassen. Mit Ach und Krach schafften sie es jedoch und erhielten ihre Belohnung in Form von kleinen blauen Zetteln, auf denen jeweils ein Bibelspruch stand; jeder blaue Zettel war der Lohn für zwei auswendig hergesagte Verse. Zehn blaue Zettel waren so viel wert wie ein roter und konnten dafür eingetauscht werden; zehn rote Zettel galten soviel wie ein gelber, und für zehn gelbe Zettel überreichte der Herr Vorsteher dem Schüler eine sehr einfach gebundene Bibel, die in jener guten alten Zeit vierzig Cent kostete. Wie viele meiner Leser brächten wohl den Fleiß und die Ausdauer auf, zweitausend Bibelverse auswendig zu lernen, selbst wenn man ihnen dafür eine Dorésche Bibel überreichte? Und doch hatte Mary auf diese Weise zwei Bibeln erworben; das hatte zwei Jahre geduldiger Arbeit gekostet, und ein Junge deutscher Herkunft hatte sogar vier oder fünf Bibeln gewonnen. Einmal sagte er hintereinander dreitausend Verse her; die geistige Anstrengung war jedoch zu groß, und von dem Tage an war er kaum mehr als ein Idiot – ein schlimmes Unglück für die Schule, denn bei großen Anlässen, wenn Besuch da war, hatte der Herr Vorsteher stets diesen Jungen nach vorn gerufen und »sich ins Zeug legen« lassen, wie Tom es nannte. Nur den älteren Schülern gelang es, ihre Zettel zu sammeln und bei der lästigen Arbeit so lange auszuhalten, bis sie eine Bibel erhielten; daher war die Verleihung eines solchen Preises ein seltenes und denkwürdiges Ereignis; der erfolgreiche Schüler war an diesem Tag eine so große und hervorstechende Persönlich-

keit, daß in der Brust aller übrigen auf der Stelle neuer Ehrgeiz entflammte, der häufig mehrere Wochen anhielt. Möglicherweise hatte Toms geistiger Magen niemals nach einem dieser Preise gehungert; aber ohne Frage sehnte sich sein ganzes Wesen schon seit langem nach dem Glanz und dem Aufsehen, die damit verbunden waren.

Zu angemessener Zeit stellte sich der Herr Vorsteher vor der Kanzel auf, ein geschlossenes Gesangbuch in der Hand, zwischen dessen Seiten er den Zeigefinger hielt, und bat um Aufmerksamkeit. Wenn ein Sonntagsschulvorsteher seine übliche kurze Ansprache hält, ist dabei ein Gesangbuch in seiner Hand ebenso notwendig wie das unvermeidliche Notenblatt in der Hand eines Sängers, der bei einem Konzert auf dem Podium steht und ein Solo singt. Warum das freilich so ist, bleibt ein Geheimnis, denn weder das Gesangbuch noch das Notenblatt wird von dem Leidtragenden auch nur mit einem Blick zu Rate gezogen. Der Herr Vorsteher war ein schlanker Mensch von fünfunddreißig Jahren, mit sandfarbenem Ziegenbärtchen und kurzem, sandfarbenem Haar; er trug einen hohen Stehkragen, dessen oberer Rand ihm fast bis an die Ohren reichte und dessen scharfe Ecken sich neben den Mundwinkeln nach vorn bogen – ein Zaun, der ihn nötigte, genau nach vorn zu schauen und den ganzen Körper zu wenden, wenn ein Blick zur Seite erforderlich war. Sein Kinn ruhte auf einer ausladenden Krauwatte, die so breit und so lang war wie eine Banknote und ausgefrante Enden hatte; seine Schuhspitzen waren, der Mode der Zeit entsprechend, scharf nach aufwärts gebogen, wie Schlittenkufen – eine Wirkung, die von den jungen Männern mühsam und geduldig erzielt wurde, indem sie sich stundenlang hinsetzten und die Zehen an die Wand preßten. Mr. Walters war von sehr ernstem Aussehen und sehr offenem, ehrlichem Herzen; er brachte geheiligten Dingen und Orten so viel Ehrfurcht entgegen und unterschied sie so sehr von weltlichen Angelegenheiten, daß seine Sonntagsschulstimme, ihm selbst völlig unbewußt, einen ganz besonderen Klang hatte, der seiner Alltagsstimme fehlte.

Er begann folgendermaßen: »So, Kinder, nun sitzt einmal alle so hübsch gerade, wie ihr nur könnt, und hört mir für ein paar Minuten aufmerksam zu. So ist's schön. So schickt's sich für artige kleine Jungen und Mädchen. Ich sehe da noch eine Kleine, die zum Fenster hinausblickt – vermutlich denkt sie, ich sitze dort draußen irgendwo, vielleicht oben auf einem Baum, um den Vöglein eine Rede zu halten.« (Beifälliges Kichern.) »Ich möchte euch sagen, wie wohl es mir tut, so viele saubere, strahlende kleine Gesichter hier versammelt zu sehen, an einem solchen Ort, wo sie lernen, das Rechte zu tun und gute Menschen zu sein.«

Und so weiter, und so fort. Es erübrigt sich, den Rest der Rede niederzuschreiben. Sie entsprach einer unveränderlichen Schablone, und deshalb ist sie uns allen vertraut.

Das letzte Drittel der Ansprache litt darunter, daß gewisse böse Buben ihre Balgereien und andere erholsame Beschäftigungen wieder aufnahmen, während sich ein Zappeln und Flüstern immer weiter ausbreitete und sogar solche vereinzelt unerschütterlichen Felsen wie Sid und Mary umbrandete. Mit dem Abklingen der Stimme von Mr. Walters verstummte jedoch plötzlich jedes Geräusch, und der Abschluß der Rede wurde mit einem Ausbruch stummer Dankbarkeit begrüßt.

Zu einem erheblichen Teil war das Geflüster durch ein recht seltenes Ereignis verursacht worden – nämlich durch das Erscheinen fremder Besucher: Rechtsanwalt Thatcher trat ein, begleitet von einem sehr hinfällig wirkenden alten Mann; ihm folgte ein fein aussehender, stattlicher Herr mittleren Alters mit grauem Haar und eine würdige Dame, die zweifellos dessen Frau war. Die Dame führte ein Kind an der Hand. Tom war unruhig und voller Ärger und Verdruß gewesen; er empfand auch Gewissensbisse – er vermochte Amy Lawrence nicht in die Augen zu sehen, er konnte ihren liebevollen Blick nicht ertragen. Als er jedoch jetzt die kleine Fremde sah, füllte sich sein Herz im Nu mit flammender Freude. Bereits im nächsten Augenblick gab er nach Kräften an – puffte die Jungen, zog sie am Haar, schnitt Grimassen und ließ, kurz gesagt, alle Künste spie-

len, die geeignet schienen, ein Mädchen zu faszinieren und ihren Beifall zu gewinnen. In seine Wonne mischte sich nur ein mißliebiger Gedanke – nämlich die Erinnerung an die Demütigung, die er im Garten des Engels erlitten hatte; sie war jedoch in Sand geschrieben und wurde von der jetzt darüber hinwegflutenden Welle der Glückseligkeit schnell fortgespült. Man wies den Fremden die höchsten Ehrenplätze zu, und sobald Mr. Walters seine Rede beendet hatte, stellte er sie der Sonntagsschule vor. Der Herr mittleren Alters erwies sich als eine hervorragende Persönlichkeit; es war kein Geringerer als der Kreisrichter – das erlauchteste Geschöpf, das den Kindern je vor Augen gekommen war; sie fragten sich, aus welchem Stoff er wohl geschaffen sei, und halb wünschten sie, ihn brüllen zu hören, halb fürchteten sie, er werde es wirklich tun. Er kam aus Constantinople, das zwölf Meilen entfernt lag – er war also ein weitgereister Mann und hatte die Welt gesehen; diese seine Augen hatten das Kreisgerichtsgebäude erblickt, von dem es hieß, es habe ein Blechdach. Die ehrfurchtsvolle Scheu, die solche Gedanken erweckten, drückte sich in dem nun herrschenden eindrucksvollen Schweigen und in den Reihen unverwandt starrer Augen aus. Dies also war der große Richter Thatcher, der Bruder ihres Rechtsanwalts. Jeff Thatcher ging sofort nach vorn, um mit dem großen Mann vertraut zu tun und sich von der ganzen Schule beneiden zu lassen. Es wäre Musik für seine Ohren gewesen, hätte er das Flüstern hören können.

»Nun guck dir das an, Jim! Er geht zu ihm hin! Guck doch mal, gleich gibt er ihm die Hand: jetzt gibt er sie ihm tatsächlich. Donnerwetter, möchtestest nicht in Jeff seiner Haut stecken?«

Mr. Walters begann, mit allerlei amtlicher Geschäftigkeit und Beflissenheit anzugeben, hier Befehle zu äußern, dort Urteile zu verkünden und überall Anweisungen zu erteilen, wo er nur eine Gelegenheit erblicken konnte. Auch der Bibliothekar gab an, indem er, den Arm voller Bücher, hierhin und dorthin lief und möglichst viel von dem Getue und Gewese machte, das einer insektengroßen Autorität solche Freude bereitet.

Auch die jungen Lehrerinnen gaben an, indem sie sich sanft über Schüler beugten, denen sie vor kurzem noch Ohrfeigen versetzt hatten, unartigen kleinen Jungen mit dem erhobenen hübschen Zeigefinger drohten und artigen liebevoll über den Kopf strichen. Die jungen Lehrer gaben an, indem sie ein bißchen schalten oder auf andere Weise ihre Autorität bekundeten und zeigten, welch lobenswerte Aufmerksamkeit sie der Disziplin widmeten, und die Mehrzahl der Lehrer beiderlei Geschlechts fanden, sie hätten in der Leihbücherei bei der Kanzel zu tun, und zwar etwas, was häufig noch zwei-, dreimal wiederholt werden mußte (und anscheinend viel Ärger verursachte). Die kleinen Mädchen gaben auf unterschiedliche Weise an, und die kleinen Jungen gaben mit solcher Emsigkeit an, daß die Luft mit Papiergeschossen und mit dem Lärm von Balgereien erfüllt war. Über all dem thronte der große Mann, ließ sein majestätisches richterliches Lächeln auf das ganze Haus hinunterstrahlen und wärmte sich in der Sonne seiner eigenen Größe, denn auch er gab an. Nur eines fehlte, um Mr. Walters' Entzücken zu vervollkommen, und das war eine Gelegenheit, einen Bibelpreis zu verleihen und ein Wunderkind zur Schau zu stellen. Mehrere Schüler besaßen ein paar gelbe Zettel, keiner jedoch genügend – er hatte unter den Musterschülern Umfrage gehalten. Was hätte er nicht alles darum gegeben, wenn er jetzt den deutschen Jungen wieder mit normalem Verstand dagehabt hätte!

Und in eben diesem Augenblick, als jede Hoffnung bereits erstorben war, trat Tom Sawyer vor mit neun gelben, neun roten und zehn blauen Zetteln in der Hand und forderte eine Bibel! Das traf Walters wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Er hatte nicht erwartet, daß in den nächsten zehn Jahren von dieser Seite eine Bewerbung kommen werde. Es ließ sich jedoch nicht leugnen; hier lagen die beglaubigten Gutscheine und waren unzweifelhaft echt. Daher wurde Tom auf einen erhöhten Platz neben den Richter und die übrigen Auserwählten gesetzt und die große Neuigkeit vom Hauptquartier her verkündet. Es war die verblüffendste Überraschung des Jahr-

zehnts; die Sensation war derartig groß, daß sie den neuen Helden auf die gleiche Höhe erhob, die der richterliche einnahm, und die Schule hatte anstatt des einen nun zwei Wunder, die sie begaffen konnte. Alle Jungen verzehrten sich vor Neid; die größte Bitterkeit empfanden jedoch diejenigen, denen zu spät klarwurde, daß sie selbst zu dieser verhaßten Größe beigetragen hatten, indem sie Tom gegen die von ihm durch den Verkauf der Tünchprivilegien zusammengerafften Reichtümer Zettel überlassen hatten. Sie verachteten sich selbst, weil sie sich von einem arglistigen Betrüger hatten hinter Licht führen lassen, von einer im Grase verborgenen heimtückischen Schlange.

Der Preis wurde Tom mit einem so wortreichen Redefluß verliehen, wie ihn der Herr Vorsteher unter den Umständen nur hervorzupumpen vermochte; zu einem richtig sprudelnden Erguß fehlte jedoch einiges, denn dem armen Manne sagte der Instinkt, daß hier ein Geheimnis vorliegen müsse, welches vielleicht das Licht scheute; es war einfach absurd, daß ausgerechnet dieser Junge zweitausend Garben biblischer Weisheit auf seinem Speicher aufgehäuft haben sollte – der hätte zweifellos bereits ein Dutzend nur mit Mühe zu fassen vermocht. Amy Lawrence war stolz und froh; sie bemühte sich, es Tom in ihrem Gesicht lesen zu lassen, er wollte jedoch nicht zu ihr hinsehen. Sie wunderte sich darüber, dann empfand sie ein wenig Unruhe, danach regte sich ein leiser Verdacht in ihr, erlosch wieder und regte sich von neuem; sie paßte auf – ein verstohlener Blick sprach Bände; dann brach ihr das Herz, sie war eifersüchtig und zornig, Tränen kamen, und sie haßte alle Menschen: Tom am meisten, wie sie glaubte.

Tom wurde dem Richter vorgestellt, aber seine Zunge war wie gelähmt, er vermochte kaum zu atmen, sein Herz bebte – zum Teil wegen der ungeheuren Größe des Mannes, vor allem aber, weil er *ihr* Vater war. Am liebsten wäre er vor ihm niedergefallen und hätte ihn angebetet, wenn es nur dunkel gewesen wäre. Der Richter legte Tom die Hand auf den Scheitel, sagte, er sei ein prächtiger kleiner Mann, und fragte ihn nach

seinem Namen. Der Junge stammelte, rang nach Luft und brachte ihn endlich hervor.

»Tom.«

»O nein, doch nicht Tom, du heißt doch ...«

»Thomas.«

»Ah, so ist's richtig. Ich habe mir doch gedacht, daß das vielleicht noch nicht alles ist. So ist's recht. Aber bestimmt hast du noch einen zweiten, und den teilst du mir auch mit, nicht wahr?«

»Sag dem Herrn, wie du weiter heißt, Thomas«, fiel Walters ein, »und nenne ihn ›Sir‹. Vergiß nicht, was sich gehört.«

»Thomas Sawyer – Sir.«

»Richtig! So ist's brav. Bist ein prächtiger Junge. Ein prächtiger kleiner Mann. Zweitausend Bibelsprüche ist viel – sehr, sehr viel. Und die Mühe, die du dir beim Lernen gegeben hast, wird dich nicht reuen; denn Wissen ist mehr wert als alles übrige auf der Welt; Wissen ist's, was einen Mann groß und gut macht; du wirst selbst eines Tages ein großer und guter Mann werden, Thomas, und dann wirst du zurückblicken und sagen: All das verdanke ich dem kostbaren Vorrecht, in meiner Kindheit die Sonntagsschule besucht zu haben; all das verdanke ich meinen lieben Lehrern, die mich lehrten, etwas zu lernen; all das verdanke ich dem guten Vorsteher, der mich ermutigte und über mir wachte und der mir eine wunderschöne Bibel, eine prachtvolle, elegante Bibel verlieh, die ich für immer behalten durfte und die mir ganz allein gehörte; all das verdanke ich einer richtigen Erziehung! Das wirst du sagen, Thomas, und nicht mit Geld werden dir dann diese zweitausend Bibelsprüche aufzuwiegen sein – nicht mit Geld. Und jetzt sagst du mir und der Dame hier sicher gern etwas von dem auf, was du gelernt hast – ich weiß, du tust es gern, denn wir sind stolz auf kleine Jungen, die gut lernen. Gewiß kennst du die Namen aller zwölf Apostel. Willst du mir sagen, wie die ersten beiden hießen, die zu Jüngern ernannt wurden?«

Tom zupfte an einem Knopf und sah blöde drein. Dann errötete er und senkte den Blick. Mr. Walters rutschte das Herz

in die Hosen. Er dachte insgeheim: Unmöglich, daß dieser Junge auch nur die einfachste Frage beantworten kann – weshalb hat ihn der Richter nur gefragt? Er fühlte sich aber verpflichtet, etwas zu sagen, und sprach: »Antworte dem Herrn, Thomas – du brauchst keine Angst zu haben.«

Tom zauderte noch.

»Mir wirst du's doch sagen«, meinte die Dame. »Die ersten beiden Jünger hießen ...«

»David und Goliath!«

Lassen wir den Vorhang der Barmherzigkeit vor dem Rest der Szene herniedergehen.

5. Kapitel

Gegen halb elf Uhr begann die gesprungene Glocke der kleinen Kirche zu läuten, und bald darauf versammelten sich die Leute zur Morgenandacht. Die Kinder der Sonntagsschule verteilten sich im ganzen Gebäude und nahmen die Kirchenstühle neben ihren Eltern ein, damit sie unter Aufsicht waren. Tante Polly kam herein, und Tom, Sid und Mary setzten sich an ihre Seite. Tom erhielt den Platz am Mittelgang, damit er so weit wie möglich vom offenen Fenster und den verführerischen sommerlichen Szenen draußen entfernt wäre. Die Menge drängte sich die Gänge hinauf: der alte, mittellose Postvorsteher, der bessere Tage gesehen hatte; der Bürgermeister und seine Frau – denn sie hatten dort neben anderen überflüssigen Dingen auch einen Bürgermeister; der Friedensrichter; die Witwe Douglas, die hübsch, schick und vierzig Jahre alt war, eine großzügige, gutherzige Seele und recht wohlhabend; ihre auf einem Hügel gelegene Villa war der einzige Palast des Städtchens, dazu das gastfreundlichste und in bezug auf Festlichkeiten üppigste Haus, das St. Petersburg aufzuweisen hatte; der Rechtsanwalt Riverson, die neue Standesperson, die aus einem entfernter liegenden Ort hierhergekommen war; danach das schönste Mädchen der Stadt, gefolgt von einem Trupp

in feinstes Linnen gekleideter und mit Bändern geschmückter junger Herzensbrecher; dann kamen alle jungen Verkäufer des Ortes auf einmal – denn sie hatten im Vorraum gestanden und an ihren Stockknäufen gesaugt: eine kreisförmige Wand geölter und einfältig lächelnder Bewunderer, die so lange stehenblieb, bis auch das letzte Mädchen an ihr vorbei Spießbruten gelaufen war; und zu allerletzt kam der Musterknabe Willie Muferson, der so behutsam auf seine Mutter achtgab, als sei sie aus Kristall. Er brachte seine Mutter stets zur Kirche und war der Stolz sämtlicher würdiger Matronen. Alle Jungen haßten ihn, weil er so gut war; außerdem war er ihnen so oft tadelnd »vorgehalten« worden. Sein weißes Taschentuch hing ihm aus der Gesäßtasche, wie es gewöhnlich sonntags der Fall war – zufällig. Tom besaß kein Taschentuch und betrachtete Jungen, die eins hatten, als Snobs. Da die Gemeinde jetzt vollzählig versammelt war, läutete die Glocke noch einmal, um Säumige und Nachzügler zu ermahnen, und dann verbreitete sich feierliches Schweigen in der Kirche, das nur vom Kichern und Flüstern des Chors, der oben auf der Galerie stand, gebrochen wurde. Immer kicherte und flüsterte der Chor während des ganzen Gottesdienstes. Einmal hat es einen Kirchenchor gegeben, der nicht schlecht erzogen war; ich habe aber vergessen, wo das gewesen ist. Es ist schon viele Jahre her, und ich kann mich kaum noch auf irgendwelche Einzelheiten besinnen, doch glaube ich, es war im Ausland.

Der Pfarrer gab den Choral an und las ihn voller Genuß vor, in einem besonderen Stil, der in jenem Teile des Landes sehr bewundert wurde. Seine Stimme begann in mittlerer Tonlage, steigerte sich dann stetig, bis ein gewisser Punkt erreicht war, wo sie das im höchsten Ton gesprochene Wort stark unterstrich, um dann wie von einem Sprungbrett hinabzutauchen.

»Soll auf Blumen gebettet ich zum Himmel schweben,
Wo andere kämpfend, den Preis zu gewinnen, ihr Blut
hingeben?«

Er galt als ein Mann, der ausgezeichnet vorzulesen verstand. Bei kirchlichen »geselligen Zusammenkünften« zog man ihn immer heran, um Gedichte zu lesen, und wenn er geendet hatte, hoben die Damen stets die Hände in die Höhe, ließen sie hilflos in den Schoß fallen, verdrehten die Augen und schüttelten den Kopf, als wollten sie sagen: »Worte können es nicht ausdrücken; es ist zu schön, zu schön für diese irdische Welt.«

Nachdem die Gemeinde den Choral gesungen hatte, verwandelte sich Pfarrer Sprague in ein Anschlagbrett und las »Bekanntmachungen« vor von Versammlungen und Vereinen und dergleichen mehr, bis es schien, seine Liste wolle sich bis zum Anbruch des Jüngsten Tages hinziehen – ein merkwürdiger Brauch, der in Amerika auch in unserem Zeitalter einer weitverbreiteten Presse sogar in den Städten noch aufrechterhalten wird. Je weniger ein althergebrachter Brauch Berechtigung hat, um so schwerer ist es häufig, ihn loszuwerden.

Und nun sprach der Pfarrer ein Gebet. Es war ein ordentliches, großzügig bemessenes Gebet und ging ins einzelne: es sprach für die Kirche und für die kleinen Kinder der Kirche, für die anderen Kirchen des Ortes, für den Ort selbst, für den Kreis, für den Staat Missouri, für die Beamten des Staates, für die Vereinigten Staaten, für die Kirchen der Vereinigten Staaten, für den Kongreß, für den Präsidenten, für die Mitglieder der Regierung, für die armen, vom sturmgepeitschten Meere hin und her getriebenen Matrosen, für die Millionen Unterdrückten, die unter dem Stiefel europäischer Monarchien und orientalischer Despotien stöhnten, für jene, welchen das Licht gebracht und die frohe Botschaft verkündet wurde und die dennoch nicht Augen haben, um zu sehen, und Ohren, um zu hören, für die Heiden auf den fernen Inseln des Meeres, und das Gebet schloß mit der inständigen Bitte, die Worte, die der Pfarrer nun sprechen werde, mögen Gnade und Gunst finden und wie der Same sein, der in fruchtbaren Boden gesenkt wird und aus dem zu seiner Zeit eine lohnende Ernte des Guten hervorgeht. Amen.

Ein Rascheln von Kleidern war zu hören, und die stehende Gemeinde setzte sich. Der Junge, dessen Geschichte dieses Buch berichtet, fand keinerlei Gefallen am Gebet – er ertrug es nur einfach, wenn er das überhaupt tat. Er war die ganze Zeit über ungeduldig; er notierte unbewußt die Einzelheiten des Gebets – denn er hörte zwar nicht zu, kannte aber das Gebiet von alters her, sowie den Weg, auf dem der Pfarrer es regelmäßig überquerte –, und wenn auch nur ein winziges neues Stückchen hineingespickt wurde, so entdeckte es sein Ohr, und sein ganzes Wesen wehrte sich dagegen; Zusätze betrachtete er als unlauter und schurkig. Mitten im Gebet hatte sich eine Fliege auf der Rückenlehne der Bank vor ihm niedergelassen und quälte seinen Geist, indem sie sich geruhsam die Vorderbeine rieb, mit ihnen den Kopf dann umfaßte und diesen so heftig polierte, daß er sich fast vom Körper zu trennen schien und der dünne Faden des Halses sichtbar wurde, indem sie sich die Flügel mit den Hinterbeinen schabte und sie so eng an den Körper strich, als seien es Frackschöße, und indem sie ihre ganze Toilette so gelassen besorgte, als wisse sie, daß sie völlig in Sicherheit war. Und das war sie auch, denn so sehr es Tom in den Händen juckte, sie zu fangen, er wagte es doch nicht – er glaubte, seine Seele würde unverzüglich zerstört, wenn er so etwas während des Gebets täte. Noch während des Schlußsatzes aber begann seine Hand, sich zu krümmen und nach vorn zu schleichen, und sowie das Amen heraus war, befand sich die Fliege in Kriegsgefangenschaft. Die Tante entdeckte die Tat und zwang ihn, das Tier wieder fliegen zu lassen.

Der Pfarrer verlas den Predigttext und leierte mit eintöniger Stimme seine Erläuterung herunter, die so langweilig war, daß nach und nach so mancher Kopf zu nicken begann – dabei handelte diese Erläuterung von ewigem Feuer und Schwefel und lichtete die Reihe der vorherbestimmten Auserwählten bis auf eine so kleine Schar, daß sich die Erlösung kaum lohnte. Tom zählte die Seiten der Predigt; nach dem Gottesdienst wußte er immer, wie viele Seiten es gewesen waren, doch selten wußte

er sonst noch etwas darüber. Diesmal aber weckte sie für eine kurze Weile wirklich sein Interesse. Der Prediger malte ein großartiges, bewegendes Bild davon, wie sich die irdischen Heerscharen beim Anbruch des Tausendjährigen Reiches Christi versammeln werden, wo der Löwe neben dem Lamm liegen und ein kleiner Knabe sie miteinander führen soll. Das Pathos, die Lehre, die Moral des großen Schauspiels waren jedoch bei dem Jungen verschwendet; er dachte nur daran, wie sich die Hauptperson vor den zuschauenden Völkern hervortun werde; bei dieser Vorstellung erhellte sich sein Gesicht, und er wünschte im stillen, er wäre dieser Knabe, falls es sich dabei um einen zahmen Löwen handelte.

Dann verfiel er wieder darein, die trockene Erläuterung zu ertragen, als diese fortgesetzt wurde. Bald darauf besann er sich auf einen Schatz, den er besaß, und er holte ihn hervor. Es war ein großer schwarzer Käfer mit fürchterlichen Zangen – ein »Kneifkäfer«, wie er ihn nannte. Er steckte in einer Zündhütchenschachtel. Das erste, was der Käfer tat, war, ihn in den Finger zu kneifen. Darauf folgte ein unwillkürliches Fingerschnellen; der Käfer flog zappelnd in den Gang und landete auf dem Rücken, während der schmerzende Finger in den Mund des Jungen wanderte. Der Käfer lag da und arbeitete hilflos mit den Beinen, ohne sich umdrehen zu können. Tom sah ihm zu und sehnte sich nach ihm, aber das Tier lag in sicherer Entfernung außerhalb seiner Reichweite. Andere nicht an der Predigt interessierte Leute fanden in dem Käfer eine angenehme Zerstreuung und sahen ihm ebenfalls zu.

Bald darauf kam ein herumstreunender Pudel müßig dahergetrabt, traurigen Herzens, faul von der sommerlichen Milde und der Stille, der Gefangenschaft müde und nach einer Abwechslung seufzend. Er erblickte den Käfer; der herabhängende Schwanz hob sich und wedelte. Er betrachtete die Beute, umkreiste sie, roch aus sicherer Entfernung daran, umkreiste sie von neuem, wurde kühner, kam näher, um daran zu schnüffeln, zog dann die Lippe zurück, schnappte vorsichtig nach dem Insekt und verfehlte es um Haaresbreite, schnappte

noch einmal und dann noch einmal danach, begann Freude an der Ablenkung zu finden, legte sich auf den Bauch, den Käfer zwischen den Pfoten, und fuhr mit seinen Experimenten fort; endlich wurde er müde, dann gleichgültig und geistesabwesend. Sein Kopf nickte, nach und nach sank sein Kinn herab und berührte den Feind, der es packte. Ein schrilles Jaulen, ein Schütteln des Pudelkopfes, und der Käfer flog ein paar Yard weiter zu Boden, wobei er wieder auf dem Rücken landete. Die in der Nähe sitzenden Zuschauer erschütterte eine leise innere Freude; mehrere Gesichter verschwanden hinter Fächern und Taschentüchern, und Tom war restlos glücklich. Der Hund sah recht lächerlich aus und kam sich wahrscheinlich auch so vor; in seinem Herzen wohnten jedoch überdies Verdruß und das Gelüst nach Rache. So lief er zu dem Käfer und begann, ihn wieder vorsichtig anzugreifen, sprang ihn von jedem Punkt eines Kreises aus an und landete mit den Vorderpfoten einen Zoll weit von dem Tier, schnappte zu, gelangte mit den Zähnen noch näher heran und schüttelte den Kopf, bis die Ohren wieder herabhingen. Nach einer Weile wurde er jedoch von neuem müde, versuchte, sich mit einer Fliege zu belustigen, fand aber keine Erholung dabei, folgte einer Ameise, die Nase dicht am Boden, und wurde auch dessen schnell müde, gähnte, seufzte, vergaß den Käfer ganz und gar und setzte sich darauf! Nun erklang ein wildes Jaulen des Schmerzes, und der Pudel flog den Gang hinauf, das Jaulen bewegte sich fort und der Hund ebenfalls; er durchquerte vor dem Altar das Gebäude, sauste den anderen Gang wieder hinunter, durchkreuzte vor den Türen den Raum und jammerte die Ausgangsstrecke wieder hinauf; seine Qual vergrößerte sich mit der zurückgelegten Entfernung, bis er nur noch ein wolliger Komet war, der mit dem Leuchten und der Geschwindigkeit des Lichts seine Bahn zog. Endlich wich der rasende Leidende von seinem Kurs und sprang seinem Herrn auf den Schoß; der schleuderte ihn zum Fenster hinaus, und die Stimme der Pein wurde rasch immer leiser und verlor sich schließlich in der Ferne.

Mittlerweile saß die ganze Kirche mit geröteten Gesichtern da und erstickte fast vor unterdrücktem Lachen, und die Predigt war zu einem absoluten Stillstand gekommen. Die Predigt wurde bald wieder aufgenommen, schleppte sich aber lahm und hinkend hin, da jede Möglichkeit, eindrucksvoll zu wirken, dahin war; denn selbst die ernstesten Gedanken wurden hinter der Deckung irgendeiner entfernt stehenden Kirchenbank ständig mit einem gedämpften Ausbruch profaner Heiterkeit aufgenommen, als habe der arme Pfarrer etwas besonders Witziges gesagt. Es war für die ganze Gemeinde eine echte Erleichterung, als die Strapaze vorbei war und der Segen gesprochen wurde.

Tom Sawyer ging recht vergnügt nach Hause und dachte für sich, der Gottesdienst sei doch eine ganz befriedigende Sache, wenn ein bißchen Abwechslung dabei herrsche. Nur ein Gedanke beeinträchtigte seine Freude: Er war zwar durchaus gewillt, den Hund mit seinem Kneifkäfer spielen zu lassen, meinte jedoch, es sei nicht anständig von ihm gewesen, ihn fortzuschleppen.

6. Kapitel

Der Montagmorgen fand Tom Sawyer in trübseliger Stimmung. Das war an jedem Montagmorgen der Fall, denn da fing wieder eine Woche langen Leidens in der Schule an. Gewöhnlich begann er den Tag mit dem Wunsch, es hätte gar kein Feiertag dazwischen gelegen; das machte es einem nur um so verhaßter, sich wieder in Gefangenschaft und Ketten zu begeben.

Tom lag da und überlegte. Bald kam ihm der Gedanke, er möchte krank sein; dann könnte er zu Hause bleiben. Hier gab es vielleicht irgendwie eine Möglichkeit. Er untersuchte seinen Körper. Er fand keinerlei Leiden und forschte von neuem. Diesmal glaubte er, Symptome von Leibschmerzen feststellen zu können, und versuchte recht hoffnungsvoll, sie zu beleben. Sie wurden jedoch immer schwächer und ver-

schwanden bald ganz und gar. Er überlegte weiter. Plötzlich entdeckte er etwas. Einer seiner oberen Zähne wackelte. Das war Glück; schon wollte er beginnen zu stöhnen, »zur Einleitung«, wie er es nannte, da fiel ihm ein: wenn er mit diesem Beweis vor Gericht träte, würde ihm seine Tante diesen ziehen, und das täte weh. So beschloß er, den Zahn vorläufig noch in Reserve zu halten und weiter zu suchen. Einige Zeit bot sich nichts, und dann erinnerte er sich, einmal gehört zu haben, wie der Doktor von einem gewissen Leiden sprach, das einen Patienten zwei oder drei Wochen ans Bett fesselte und mit dem Verlust eines Fingers bedrohte. Deshalb zog er nun eifrig seinen wunden Zeh unter der Bettdecke hervor und hielt ihn hoch, um ihn zu inspizieren. Allerdings kannte er nicht die notwendigen Symptome. Immerhin lohnte sich gewiß, es darauf ankommen zu lassen, und so begann er, mit rechter Inbrunst zu stöhnen.

Sid aber schlief weiter und merkte nichts.

Tom stöhnte lauter und bildete sich ein, er beginne, Schmerzen im Zeh zu spüren.

Keinerlei Ergebnis bei Sid.

Tom atmete bereits schwer vor Anstrengung. Er ruhte sich ein wenig aus, füllte die Brust mit Luft und gab dann eine Reihe bewundernswerter Ächzlaute von sich.

Sid schnarchte weiter.

Tom wurde ärgerlich. Er rief: »Sid, Sid!« und rüttelte ihn. Diese Methode bewährte sich, und Tom stöhnte von neuem. Sid gähnte, streckte sich, hob sich mit einem Schnaufen auf den Ellbogen und starrte Tom an. Tom stöhnte weiter. Sid sagte: »Tom! Hörst du, Tom!«

Keine Antwort.

»So hör doch, Tom! Tom! Was ist los, Tom?« Er schüttelte ihn und blickte ihm ängstlich ins Gesicht.

Tom ächzte: »Oh, nicht, Sid. Schüttel mich nicht.«

»Warum, was ist denn los, Tom? Ich ruf die Tante.«

»Nein, laß. Das geht schon nach und nach vorbei, vielleicht. Ruf niemand.«

»Doch, ich muß! Stöhn nicht so, Tom, das ist ja schrecklich. Wie lange ist dir denn schon so?«

»Stundenlang. Au! Beweg dich nicht so, Sid. Du bringst mich um.«

»Tom, warum hast du mich denn nicht vorher geweckt? Ach, nicht doch, Tom! Ich bekomme Gänsehaut, wenn ich dich höre. Tom, was hast du denn?«

»Ich vergeb dir alles, Sid.« (Stöhnen.) »Alles, was du mir je getan hast. Wenn ich nicht mehr bin ...«

»O Tom, du stirbst doch nicht etwa? Tu's nicht, Tom, tu's nicht. Vielleicht ...«

»Ich vergebe allen, Sid.« (Stöhnen.) »Sag's ihnen, Sid. Und Sid, gib meinen Fensterrahmen und meine einäugige Katze dem Mädchen, das neu in die Stadt gekommen ist, und sag ihr ...«

Sid hatte aber bereits seine Sachen zusammengerafft und war verschwunden. Tom litt jetzt wirklich, so prächtig arbeitete seine Einbildungskraft, und sein Stöhnen hatte daher den Klang der Echtheit angenommen.

Sid stürzte nach unten und rief: »O Tante Polly, komm schnell! Tom liegt im Sterben!«

»Im Sterben?«

»Jawohl. Laß nicht auf dich warten, schnell, komm!«

»Unsinn! Ich glaub's nicht!«

Nichtsdestoweniger flog sie nach oben, und Sid und Mary hinter ihr her. Ihr Gesicht war ganz weiß, und ihre Lippen zitterten. Als sie am Bett anlangte, stieß sie hervor: »Du, Tom! Tom, was hast du?«

»O Tantchen, ich ...«

»Was hast du – was hast du nur, Kind?«

»Ach Tantchen, mein schlimmer Zeh hat den Brand!«

Die alte Dame sank auf einen Stuhl und lachte ein wenig; dann weinte sie ein wenig, und dann tat sie beides gleichzeitig. Dies brachte sie wieder zu sich, und sie sagte: »Tom, was hast du mir für einen Schock versetzt. Jetzt hör aber auf mit dem Unsinn und mach, daß du aus dem Bett kommst.«

Das Stöhnen setzte aus, und der Schmerz schwand aus dem Zeh. Der Junge kam sich ein wenig dumm vor und sagte: »Tante Polly, es hat aber wirklich so geschienen, als ob der Brand drin wär, und so weh getan, daß mir mein Zahn gar nichts ausgemacht hat.«

»Dein Zahn, so! Was ist denn mit deinem Zahn los?«

»Einer ist locker und tut furchtbar weh.«

»Na, na, nun fang nicht gleich wieder an zu stöhnen. Mach mal den Mund auf. Ja, dein Zahn ist wirklich lose, aber daran stirbst du nicht gleich. Mary, hol mir mal einen Seidenfaden und aus der Küche ein brennendes Scheit.«

Tom sagte: »Ach bitte, Tantchen, zieh ihn nicht raus, er tut gar nicht mehr weh. Ich will tot umfallen, wenn er noch weh tut. Bitte nicht, Tantchen. Ich will doch nicht von der Schule wegbleiben.«

»Ach wirklich? Das ganze Theater war also bloß, weil du geglaubt hast, du kannst von der Schule wegbleiben und angeln gehen. Tom, Tom, ich hab dich so lieb, und du scheinst es bloß drauf anzulegen, deiner alten Tante mit deiner Ungezogenheit das Herz zu brechen.«

Mittlerweile waren die zahnärztlichen Instrumente bereit. Die alte Dame befestigte ein Ende des Seidenfadens mit einer Schlinge um Toms Zahn und band das andere um den Bettpfosten. Dann ergriff sie das brennende Scheit und stieß es dem Jungen plötzlich fast ins Gesicht. Schon baumelte der Zahn am Bettpfosten.

Jedes Leid bringt jedoch auch seine Belohnung mit sich. Als Tom sich nach dem Frühstück zur Schule begab, war er der Gegenstand des Neides aller Jungen, die er traf, weil ihn die Lücke in seiner oberen Zahnreihe befähigte, auf eine neue, bewundernswerte Weise zu spucken. Er sammelte ein recht ansehnliches Gefolge von Jungen um sich, die sich für diese Vorführung interessierten, und einer, der sich in den Finger geschnitten und bis zu diesem Augenblick im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit und der Bewunderung gestanden hatte, sah sich jetzt plötzlich von seinen Anhängern verlassen und seines Ruhmes beraubt. Das Herz war ihm schwer, und er sagte mit

einer Verachtung, die er nicht empfand, es sei ja gar nichts, so zu spucken wie Tom Sawyer; ein anderer Junge aber meinte: »Die Trauben sind sauer!«, und er machte sich davon, ein entthronter Held.

Kurz darauf stieß Tom auf den jugendlichen Paria des Ortes, Huckleberry Finn, den Sohn des Trunkenboldes der kleinen Stadt. Alle Mütter des Ortes haßten und fürchteten Huckleberry von Herzen, weil er faul, gesetzlos, ordinär und ruppig war – und weil ihre Kinder ihn alle so bewunderten, an seiner ihnen verbotenen Gesellschaft großes Vergnügen fanden und wünschten, sie getrauten sich zu sein wie er. Tom ging es wie den übrigen achtbaren Jungen, indem er Huckleberry um die glanzvolle Stellung eines von der Gesellschaft Ausgestoßenen beneidete, und er hatte strengen Befehl, nicht mit ihm zu spielen. Daher spielte er mit ihm, wo sich nur eine Gelegenheit bot. Huckleberry war immer in die abgelegten Sachen erwachsener Männer gekleidet, und sie flatterten zu allen Jahreszeiten prächtig zerlumpt um seine Gestalt. Sein Hut war eine geräumige Ruine, und aus dem Rand war eine große Mondsichel ausgeschnitten; die Jacke hing ihm, wenn er eine trug, fast bis zu den Fersen hinab und hatte die hinteren Knöpfe tief unten sitzen; ein einziger Hosenträger hielt das Beinkleid, dessen Sitzfläche tief hinabhing und nichts enthielt; die ausgefransten Hosenbeine schleiften im Schmutz, wenn sie nicht aufgerollt waren. Huckleberry kam und ging, wie es ihm beliebte. Bei gutem Wetter schlief er auf einer Türschwelle und bei nassem in einem großen leeren Faß, er brauchte weder in die Schule noch in die Kirche zu gehen, noch irgendeinen Menschen seinen Herrn zu nennen, noch jemand zu gehorchen; er konnte angeln und schwimmen gehen, wann und wo er wollte, und so lange dort bleiben, wie es ihm paßte; niemand verbot ihm, sich zu prügeln, und abends konnte er aufbleiben, so lange es ihm Spaß machte; er war stets der erste Junge, der im Frühjahr barfuß ging, und der letzte, der im Herbst die Füße wieder in Leder steckte; er brauchte sich niemals zu waschen und auch keine saubere Kleidung anzuziehen, und fluchen konnte er

wunderschön. Mit einem Wort, alles, was dazu gehört, das Leben köstlich zu machen, besaß dieser Junge. So dachte jeder gequälte, behinderte, achtbare Knabe von St. Petersburg.

Tom begrüßte den romantischen Ausgestoßenen: »Hallo, Huckleberry.«

»Gleichfalls hallo – mal sehn, ob's dir gefällt.«

»Was haste denn da?«

»Tote Katze.«

»Zeig mal her, Huck. Donnerwetter, die ist schon mächtig steif. Wo haste die denn her?«

»'nem Jungen abgekauft.«

»Was haste denn dafür gegeben?«

»'nen blauen Zettel und 'ne Blase, die ich aus dem Schlachthaus hab.«

»Wo hattste denn den blauen Zettel her?«

»Hab ich Ben Rogers vor zwei Wochen gegen 'nen Stock zum Reifentreiben abgekauft.«

»Sag mal, wozu sind denn tote Katzen gut, Huck?«

»Wozu? Warzen damit zu heilen.«

»Tatsächlich? Ich weiß was Besseres dazu.«

»Wetten, daß es nicht stimmt. Was ist's denn?«

»Na, Wasser von faulem Holz.«

»Wasser von faulem Holz! Dafür würd ich nicht 'nen Dreck geben.«

»So, würdste nicht? Haste das denn überhaupt schon versucht?«

»Nee, hab ich nicht. Aber Bob Tanner.«

»Wer hat dir 'n das gesagt?«

»Na, er hat's Jeff Thatcher erzählt, und Jeff hat's Johnny Baker erzählt, und Johnny hat's Jim Hollis erzählt, und Jim hat's Ben Rogers erzählt, und Ben hat's 'nem Nigger erzählt, und der Nigger hat's mir erzählt. So!«

»Na, und wenschon! Die lügen doch alle. Wenigstens alle außer dem Nigger – den kenne ich nicht. Hab aber noch nie 'nen Nigger gesehen, der *nicht* gelogen hat. Quatsch! Nun sag mir mal, wie Bob Tanner das gemacht hat, Huck.«

»Hat seine Hand genommen und sie in 'nen verfaulten Baumstumpf gehalten, wo Regenwasser drin war.«

»Am Tage?«

»Na klar.«

»Mit dem Gesicht zum Baumstumpf?«

»Ja. Ich glaub wenigstens.«

»Hat er auch was dazu gesagt?«

»Glaub ich nicht, weiß nicht.«

»Aha! Auf so 'ne idiotische Weise zu versuchen, Warzen mit Wasser von faulem Holz zu kurieren! So nützt's doch überhaupt nicht. Man muß allein mitten in den Wald gehen, zu 'nem fauligen Baumstumpf, den man kennt, wo Wasser drin ist, und genau um Mitternacht muß man sich mit dem Rücken an den Stumpf stellen, die Hand reinplanschen und sagen:

›Gerstenkorn, Gerstenkorn, Maisgriß ist Trumpf,
Schluck mir die Warzen, Wasser im Stumpf,«

und dann mußt du schnell mit geschlossenen Augen elf Schritte weit gehen, dich dreimal umdrehen und nach Hause gehen, ohne mit jemand zu sprechen. Nämlich, wenn du sprichst, ist der Zauber geplatzt.«

»Na, das klingt, als wär's 'ne gute Methode, so hat's aber Bob Tanner nicht gemacht.«

»Natürlich nicht, mein Lieber, da kannste Gift drauf nehmen, der ist doch der bewarztteste Junge von der Stadt, und er würde nicht eine Warze haben, wenn er wüßte, wie er mit Wasser von faulem Holz umzugehen hat. Ich hab auf die Weise schon Tausende von Warzen von meinen Händen fortgekriegt, Huck. Ich spiel so viel mit Fröschen, daß ich immer 'ne erhebliche Menge Warzen hab. Manchmal bring ich sie auch mit 'ner Bohne weg.«

»Ja. 'ne Bohne ist gut. Hab ich auch schon gemacht.«

»So? Wie ist 'n deine Methode?«

»Du nimmst die Bohne und spaltest sie in der Mitte, dann schneideste dich in die Warze, bis 'n bißchen Blut kommt,

dann tuste das Blut auf das eine Stück Bohne, dann nimmste das und gräbst 'n Loch und begräbst's drin, so um Mitternacht, am Kreuzweg, wenn der Mond nicht scheint, und dann verbrennst den Rest von der Bohne. Siehste, das Stück, wo das Blut drauf ist, zieht und zieht und versucht, das andere Stück heranzuholen, und das hilft dem Blut, die Warze rauszuziehen, und ziemlich bald geht sie ab.«

»Ja, so ist's richtig, Huck – so ist's richtig; bloß, wenn du sie begräbst, sagst du: ›Bohne runter, Warze ab, komm nicht wieder, mich zu ärgern!‹, dann ist's noch besser. So macht's Joe Harper, und der ist beinah bis Coonville und fast überall gewesen. Aber hör mal – wie kuriert man sie denn mit toten Katzen?«

»Na, du nimmst deine Katze und gehst auf 'nen Friedhof, kurz vor Mitternacht, dahin, wo jemand, der 'n schlechter Mensch gewesen ist, begraben liegt, und wenn's Mitternacht ist, kommt 'n Teufel oder vielleicht auch zwei oder drei, du kannst sie aber nicht sehen, du kannst nur was hören, was klingt wie der Wind, oder vielleicht hörste sie reden, und wenn sie den Kerl wegholen, schmeißte deine Katze hinterher und sagt: ›Teufel folg Leiche, Katze folg Teufel, Warzen folgt Katze, *ich* bin euch los!‹ Das bringt dir jede Warze weg.«

»Klingt gut. Hast's schon mal versucht, Huck?«

»Nee, aber die olle Mutter Hopkins hat's mir gesagt.«

»Na, dann wird's wohl stimmen; es heißt ja, sie ist 'ne Hexe.«

»Wieso heißt – ich *weiß* doch, daß sie eine ist, Tom. Sie hat Papa behext. Das sagt Papa selbst. Ist eines Tages dahergekommen und hat gesehen, wie sie ihn behext hat; da hat er 'nen Stein genommen, und wenn sie nicht ausgewichen wär, dann hätt er sie gekriegt. Na, und noch in derselben Nacht ist er von 'nem Schuppen gerollt, wo er betrunken gelegen hat, und hat sich den Arm gebrochen.«

»Ist ja furchtbar. Woran hat er denn gemerkt, daß sie ihn behext hat?«

»Du lieber Himmel, das kann Papa doch leicht feststellen. Papa sagt, wenn sie einen immerzu fest angucken, dann be-

hexen sie einen, besonders, wenn sie dabei vor sich hin murmeln. Nämlich, wenn sie vor sich hin murmeln, dann sagen sie das Vaterunser rückwärts auf.«

»Sag mal, Huck, wann versuchste denn das mit der Katze?«

»Heut nacht. Ich nehme an, sie kommen heut nacht den alten Ross Williams holen.«

»Der ist doch aber schon am Sonnabend begraben worden, Huck. Haben sie ihn denn nicht Sonnabend nacht geholt?«

»Was du nur zusammenredst. Wie kann denn denen ihr Zauber vor Mitternacht wirken? Und dann ist Sonntag. Teufel stromern sonntags nicht viel rum, schätze ich.«

»Daran hab ich überhaupt nicht gedacht. Stimmt. LäBte mich mitkommen?«

»Klar, wenn du keine Angst hast.«

»Angst! Denkste! Miauste?«

»Ja, und du miaust wieder, wenn du 'ne Möglichkeit hast. Das letztmal haste mich da so lange rummiauen lassen, bis der olle Hays angefangen hat, Steine nach mir zu schmeißen, und gesagt hat: ›Verdammter Kater!‹ Da hab ich ihm 'nen Backstein ins Fenster gepfeffert – aber verrat's nicht.«

»Tu ich nicht. Ich hab in der Nacht nicht miauen können, weil die Tante auf mich aufgepaßt hat; diesmal werd ich aber miauen. Ach, was ist denn das, Huck?«

»Bloß 'n Holzbock.«

»Wo haste 'n den her?«

»Aus 'm Wald.«

»Was willste 'n dafür haben?«

»Weiß nicht. Ich will 'n gar nicht verkaufen.«

»Na schön. Ist sowieso nur 'n mächtig kleiner Holzbock.«

»Och, 'nen Holzbock, der einem nicht gehört, kann jeder schlechtmachen. Mir genügt er. Für mich ist er gut genug.«

»Klar, 's gibt genug Holzböcke. Ich könnte tausend Stück haben, wenn ich wollte.«

»Na, warum willste 'n dann nicht? Weil du genau weißt, daß du nicht kannst. Das hier ist 'n ziemlich früher Holzbock, schätze ich. Ist der erste, den ich dies Jahr gesehn hab.«

»Hör mal, Huck, ich geb dir dafür meinen Zahn.«

»Zeig mal her.«

Tom holte ein Stück Papier hervor und rollte es sorgsam auseinander. Huckleberry sah den Zahn verlangend an. Die Versuchung war sehr groß. Endlich fragte er: »Ist er 'n auch echt?«

Tom zog die Lippe hoch und zeigte seine Zahnlücke.

»Na, ist gut«, meinte Huckleberry, »abgemacht.«

Tom schloß den Holzbock in die Zündhütchenschachtel ein, die noch vor kurzem das Gefängnis des Kneifkäfers gewesen war; dann trennten sich die Jungen, und jeder von ihnen fühlte sich reicher als zuvor.

Als Tom bei dem kleinen, allein stehenden hölzernen Schulhaus angelangt war, trat er voller Schwung ein, wie einer, der mit ehrlicher Eile hergekommen ist. Er hängte seinen Hut auf einen Haken und warf sich mit geschäftsmäßiger Beflissenheit auf seinen Platz. Der Lehrer, der droben auf seinem großen Korbsessel thronte, duselte vor sich hin, vom schläfrigen Gesumm der Lernenden eingelullt. Die Unterbrechung weckte ihn auf.

»Thomas Sawyer!«

Tom wußte: wenn sein Name unverkürzt ausgesprochen wurde, so bedeutete das Verdruß.

»Jawohl, Herr Lehrer.«

»Komm mal hier rauf, Freundchen; weshalb bist du, wie gewöhnlich, wieder zu spät gekommen?«

Tom wollte sich gerade in eine Notlüge flüchten, als er zwei lange gelbe Zöpfe einen Rücken herabhängen sah, den er mittels der elektrischen Verbundenheit der Liebe erkannte, und daneben war *der einzige leere Platz* auf der Mädchenseite der Schule. Sofort sagte er: »Ich bin stehengeblieben und habe mich mit Huckleberry Finn unterhalten.«

Dem Lehrer stand das Herz still, und er starrte Tom hilflos an. Das Gesumm der Lernenden hörte auf; die Schüler fragten sich, ob dieser tollkühne Junge wohl den Verstand verloren habe. Der Lehrer sagte: »Du hast – was hast du getan?«

»Bin stehengeblieben und hab mich mit Huckleberry Finn unterhalten.«

Die Worte waren nicht mißzuverstehen.

»Thomas Sawyer, das ist das erstaunlichste Geständnis, das ich je gehört habe; für dieses Vergehen genügen ein paar mit der Rute nicht. Zieh die Jacke aus.«

Der Arm des Lehrers war in Tätigkeit, bis er ermüdete und der Vorrat an Gerten merklich zusammengeschnitten war. Dann erfolgte der Befehl: »So, Freundchen, jetzt geh und setz dich zu den Mädchen. Und laß dir das zur Warnung dienen.«

Das Gekicher, das den Raum durchlief, schien den Jungen in Verlegenheit zu bringen; in Wirklichkeit aber war dieses Ergebnis vielmehr durch die ehrerbietige Scheu, die er vor seinem unbekanntem Idol empfand, und durch die bange Freude über sein Glück verursacht. Er setzte sich auf das Ende der Bank aus Tannenholz, und das Mädchen rückte von ihm ab, wobei es den Kopf in den Nacken warf. Ein Anstoßen, Zwinkern und Flüstern durchlief den Raum; Tom aber saß still, die Arme auf das lange, niedrige Pult vor ihm gestützt, und schien in sein Buch vertieft. Nach und nach ließ die allgemeine Aufmerksamkeit von ihm ab, und das gewohnte Schulgemurmel stieg von neuem eintönig auf. Nun begann der Junge, dem Mädchen verstohlene Blicke zuzuwerfen. Sie bemerkte es, zog ihm eine »Schnute« und drehte ihm eine Minute lang den Hinterkopf zu. Als sie sich vorsichtig wieder umwandte, lag ein Pfirsich vor ihr. Sie stieß ihn fort, Tom legte ihn sanft wieder zurück; sie stieß ihn von neuem fort, diesmal aber mit weniger Feindseligkeit. Tom legte ihn geduldig wieder auf seinen Platz; da ließ sie ihn liegen. Tom kritzelte auf seine Tafel: »Bitte nimm ihn – ich habe noch mehr.« Das Mädchen blickte auf die Worte, verzog aber keine Miene. Jetzt begann der Junge, etwas auf seine Tafel zu zeichnen, wobei er sein Werk mit der linken Hand versteckte. Eine Zeitlang wollte das Mädchen es nicht zur Kenntnis nehmen; bald aber begann sich durch kaum wahrnehmbare Anzeichen eine menschliche Neugier bei ihr bemerkbar zu ma-

chen. Der Junge arbeitete weiter, scheinbar ohne sich ihrer Aufmerksamkeit bewußt zu sein. Das Mädchen unternahm einen zu nichts verpflichtenden Versuch, die Zeichnung zu sehen; der Junge verriet aber in keiner Weise, daß er es bemerkt hatte.

Endlich gab sie nach und flüsterte zögernd: »Laß mich mal sehen.«

Tom enthüllte nun teilweise die traurige Karikatur eines Hauses mit zwei Giebelenden, aus dessen Schornstein korkenzieherförmiger Rauch aufstieg. Jetzt begann das Werk das Interesse des Mädchens zu fesseln, und sie vergaß alles übrige. Als es beendet war, staunte sie es einen Augenblick an und flüsterte dann: »Sieht hübsch aus – mal einen Mann dazu.«

Der Künstler entwarf im Vorgarten einen Mann, der einem Ladebaum glich. Er hätte über das Haus hinwegsteigen können; das Mädchen war jedoch nicht übermäßig kritisch; sie war mit dem Ungeheuer zufrieden und flüsterte: »Ein wunderschöner Mann – jetzt male mich, wie ich daherkomme.«

Tom zeichnete eine Sanduhr mit einem Vollmond darauf und versah sie mit Strohhalmen als Gliedern; die ausgebreiteten Finger bewaffnete er mit einem ungeheuren Fächer. Das Mädchen sagte: »Wie hübsch – ich wollte, ich könnte zeichnen.«

»Es ist ganz leicht«, flüsterte Tom. »Ich werd's dir beibringen.«

»Wirklich? Wann denn?«

»In der Mittagspause. Gehst du zum Essen nach Hause?«

»Wenn du dableibst, bleibe ich auch.«

»Gut, abgemacht. Wie heißt du?«

»Becky Thatcher. Wie heißt du? Ach, ich weiß. Thomas Sawyer.«

»So nennen sie mich, wenn sie mich verprügeln. Wenn ich artig bin, heiße ich Tom. Du nennst mich Tom, ja?«

»Ja.«

Jetzt begann Tom etwas auf die Schiefertafel zu kritzeln und die Worte vor dem Mädchen zu verbergen. Diesmal aber zierte

sie sich nicht, sondern bat ihn, es sie sehen zu lassen. Tom sagte:

»Ach, es ist nichts.«

»Doch, 's ist was.«

»Nein, 's ist nichts, 's interessiert dich gar nicht.«

»Doch, wirklich. Bitte laß mich's mal sehen.«

»Du verrätst es doch nur.«

»Nein, ich verrat's nicht – doppeltes ganz großes Ehrenwort.«

»Du sagst es bestimmt keinem Menschen? Solange du lebst nicht?«

»Nein, ich sag's niemand. Jetzt zeig's mir mal.«

»Ach, es interessiert dich ja gar nicht!«

»Jetzt grade, wenn du mich so behandelst, Tom« – und sie legte ihre schmale Hand auf die seine, worauf sich eine kleine Balgerei entspann. Tom tat, als leiste er ihr ernsthaft Widerstand, ließ aber seine Hand nach und nach beiseite gleiten, bis sie die Worte »Ich liebe dich« freiließ.

»Ach, du ungezogener Bengel du!« Sie versetzte seiner Hand einen scharfen Klaps, errötete aber und sah aus, als freue es sie doch.

Gerade in diesem kritischen Augenblick fühlte sich der Junge mit schicksalhaftem Griff am Ohr gepackt und von einem stetigen Antrieb in die Höhe gehoben. Wie in einen Schraubstock eingeklemmt, wurde er durch den Raum befördert und auf seinem richtigen Platz abgesetzt, unter dem aufreizenden Gekicher der ganzen Schule. Dann stand der Lehrer einige schreckliche Augenblicke lang über ihn gebeugt und begab sich schließlich fort auf seinen Thron, ohne ein Wort gesagt zu haben. Obgleich Tom das Ohr brannte, war sein Herz doch voller Jubel.

Nachdem die Schule wieder zur Ruhe gekommen war, bemühte er sich ehrlich zu lernen, aber der Aufruhr, der in ihm tobte, war allzu groß. Erst beteiligte er sich am Lesen und versagte schmachvoll, danach hatte er Erdkunde und verwandelte Seen in Berge, Berge in Flüsse und Flüsse in Erdteile, bis das Chaos wieder hereingebrochen war; daraufhin kam er beim

Buchstabieren an die Reihe und verhaspelte sich bei einer Folge von kinderleichten Wörtern, bis er der Allerletzte in der Klasse war und die Zinnmedaille wieder abgeben mußte, mit der er monatelang geprangt hatte.

7. Kapitel

Je eifriger sich Tom bemühte, seine Aufmerksamkeit auf sein Buch zu konzentrieren, um so mehr schweiften seine Gedanken umher. So gab er es denn schließlich mit einem Seufzer und einem Gähnen auf. Ihm schien, die Mittagspause werde niemals kommen. Die Luft war totenstill. Nicht der leiseste Windhauch regte sich. Es war der schläfrigste aller schläfrigen Tage. Das einlullende Gemurmel der fünfundzwanzig lernenden Schüler beschwichtigte die Seele wie das magische Geseumm der Bienen. Fern im flammenden Sonnenschein stiegen die grünen Hänge des Cardiff-Hügels auf, hinter einem flimmernden Hitzeschleier, den die Entfernung violett färbte; auf trägen Schwingen schwebten hoch oben am Himmel ein paar Vögel; sonst war kein lebendes Wesen zu sehen, außer einigen Kühen, und die schliefen. Tom lechzte danach, frei zu sein oder wenigstens irgend etwas Interessantes unternehmen zu können, damit die eintönige Zeit verginge. Seine Hand wanderte in die Tasche, und sein Gesicht erhellte sich mit aufglühender Dankbarkeit, die ein Gebet war, obgleich er das nicht wußte. Verstoßen kam die Zündhütchenschachtel zum Vorschein. Er befreite den Holzbock und setzte ihn auf das lange flache Pult. Wahrscheinlich erglühete das Geschöpf in diesem Augenblick ebenfalls in einer Dankbarkeit, die einem Gebet gleichkam; aber das war voreilig, denn als es sich frohlockend entfernen wollte, schob Tom es mit einer Nadel herum und zwang es, seine Richtung zu ändern.

Neben Tom saß sein Busenfreund, der ebenso litt, wie Tom gelitten hatte, und im Nu erfüllte ihn ein tiefes und dankbares Interesse an dieser Unterhaltung. Der Busenfreund war Joe

Harper. Die ganze Woche über waren die beiden Jungen unzertrennliche Freunde, sonnabends aber waren sie zur Schlacht bereite Feinde. Joe zog jetzt eine Stecknadel aus seinem Jackenaufschlag und begann, sich daran zu beteiligen, den Gefangenen exerzieren zu lassen. Die Belustigung wurde von Augenblick zu Augenblick interessanter. Bald darauf meinte Tom, sie behelligten sich gegenseitig und so habe keiner den rechten Genuß an dem Holzbock. Deshalb legte er Joes Schiefertafel auf das Pult und zog darauf in der Mitte von oben nach unten eine Linie.

»So«, sagte er, »solange er auf deiner Seite ist, kannst du ihn schubsen, und ich laß ihn in Ruh, wenn du 'n aber fortläßt und er auf meine Seite krabbelt, dann mußt du 'n zufriedenlassen, solange ich 'n dran hindern kann, wieder rüberzulaufen.«

»'s ist gut, mach los – stups ihn an.«

Der Holzbock entfloh Tom schon bald und überquerte den Äquator. Ein Weilchen quälte ihn Joe, dann entkam er und begab sich auf die andere Seite zurück. So wechselte er häufig das Feld. Während der eine Junge voll gespannten Interesses den Holzbock piesackte, sah ihm der andere mit ebenso großem Interesse zu; die beiden Köpfe beugten sich über die Tafel, und die beiden Seelen waren unempfänglich für alles, was ringsum geschah. Endlich schien sich das Glück Joe zuzuwenden und bei ihm verharren zu wollen. Der Holzbock versuchte, nach dieser, jener oder einer dritten Seite hin zu laufen, und war ebenso aufgereggt und besorgt wie die Jungen selbst, aber jedesmal, wenn der Sieg sozusagen schon greifbar war und Toms Finger bereits zuckte, um zu beginnen, lenkte Joes Nadel das Tier gewandt um und sicherte den Besitz. Endlich konnte Tom es nicht länger aushalten. Die Versuchung war zu groß. Er streckte die Hand aus und half mit seiner Nadel ein wenig nach. Joe wurde sogleich wütend. Er sagte: »Tom, laß ihn in Ruh.«

»Ich will ihn doch nur 'n bißchen schubsen, Joe.«

»Nein, mein Lieber, das ist unfair; laß ihn schön zufrieden.«

»Zum Donnerwetter, ich schubse 'n ja nicht doll.«

»Laß ihn zufrieden, sag ich dir!«

»Ich denk ja nicht dran.«

»Doch, du mußt – er ist auf meiner Seite vom Strich.«

»Hör mal zu, Joe Harper – wem gehört 'n eigentlich der Holzbock?«

»Ist mir doch Wurscht, wem er gehört – er ist auf meiner Seite vom Strich, und du faßt ihn nicht an.«

»Das wolln wir ja mal sehen. Mir gehört er, und ich mach mit ihm, was mir paßt, oder der Schlag soll mich treffen.«

Ein fürchterlicher Hieb sauste auf Toms Schultern hernieder, ein Zwilling Bruder dieses Hiebes fiel auf Joe, und zwei Minuten lang wirbelte unaufhaltsam Staub von ihren beiden Jacken auf, zur Freude der ganzen Schule. Die Jungen waren viel zu vertieft gewesen, um die Stille zu bemerken, die sich vor einer Weile in der Klasse ausgebreitet hatte, als der Lehrer auf Zehenspitzen durch den Raum geschlichen und hinter sie getreten war. Dort hatte er ein gut Teil der Vorstellung mit angesehen, bevor er auf seine Weise für Abwechslung dabei gesorgt hatte.

Als die Schüler endlich zur Mittagspause entlassen worden waren, stürzte Tom auf Becky Thatcher zu und flüsterte ihr ins Ohr: »Setz dir die Mütze auf und tu, als wenn du nach Hause gehst; wenn du dann an der Ecke bist, läufst du den anderen fort, kehrst um und kommst durch die Gasse zurück. Ich geh andersrum und führ sie genauso an.«

So ging der eine von ihnen mit einem Trupp Schulkinder davon und der andere mit einem zweiten. Nach einer kleinen Weile trafen sie sich am Ende der Gasse, und als sie wieder in die Schule gelangten, hatten sie diese ganz für sich allein. Sie setzten sich nebeneinander, eine Schiefertafel vor sich; Tom gab Becky den Griffel, nahm ihre Hand, führte sie und schuf so wieder ein staunenswertes Haus. Als das Interesse an der Kunst zu erlahmen begann, gerieten die beiden ins Plaudern. Tom war eitel Wonne. Er sagte: »Magst du Ratten gern?«

»Nein, ich kann sie nicht ausstehen!«

